Johann Carl Weyands

Reisen

durch

Europa, Asien, und Afrika

von

dem Jahre 1818 bis 1821 incl.

von

ihm selbst beschrieben

Erster Band

Amberg, auf Kosten des Verfassers
1822.

A/48/417

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Johann Carl Weyands

Reisen

durch

Europa, Asien und Afrika

von

dem Jahre 1818 bis 1821 incl.

Von ihm selbst beschrieben.

Erster Band.

Vorbericht.

Zur Beförderung der Bildung ist wahrlich nichts zweckdienlicher als Reisen; doch verstehe ich hierunter keineswegs das Hin- und Herlaufen von einem Land in das andere, wie allenfalls die Handwerkspursche, oder sich gemächlich in eine Kutsche setzen und sich von Ort zu Ort fahren zu lassen, wovon der ganze Gewinn darin besteht, Gast-

höfe und Wirthe kennen zu lernen. Wenn ein junger gebildeter Mann sich zu Hause Kenntnisse gesammelt hat; dann mag er hinausgehen und ihre Anwendbarkeit im Leben prüfen, dann mag er sich mit andern Völkern bekannt machen, ihre Vorzüge und ihre Fehler kennen lernen und hiedurch seine Begriffe läutern, und seine Kenntnisse erweitern. Seinem Forscherblicke darf nichts entgehen, der unbedeutendste Knabe bietet ihm oft Stoff zu den herrlichsten Bemerkungen dar, der roheste Wilde weckt oft Gedanken in ihm, die selbst der feinste Zirkel aus ihm hervorzurufen nicht im Stande gewesen wäre.

Dieser erste Band handelt hauptsächlich von der europäischen Türkey, ist größtentheils politisch- militärisch- staatisch- und

historischen Inhalts, und enthält eine Schilderung der Unterthanen des osmanischen Reiches; meine Schicksale sind als Episode eingeflochten. Man wird es mir wahrscheinlich zum Vorwurf machen, und Viele werden es ungeeignet finden, daß ich eine Uebersicht der Geschichte des türkischen Reiches in diesem Werke liefere; doch dagegen mache ich darauf aufmerksam, daß uns die Geschichte vielfältig zeigt, warum die Sitten, Gebräuche und Einrichtungen eines Reiches so und nicht anders seyen. — Meine Leser werden es nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich Sie mit der Geschichte der Osmanen bekannt mache. Sollte auch hie oder da eine Aeußerung über die Türken oder über die Griechen nicht der herrschenden Meinung entsprechen, so bitte ich zu bedenken, daß ich

als Reisender die Wahrheit sprechen, und unpartheyisch die Sache so schildern muß, wie ich sie gefunden habe. In der besten Absicht ist das Werk geschrieben, mögte es auch eine gute Aufnahme finden!

Der Verfasser.

Folgende eingeschlichene sinnstörende Druckfehler bittet man gefälligst zu verbessern.

Seite,	Zeile	
39 =	7	von oben statt gegenseitise lies gegenseitige
48 =	2	v. ob. st. Polytheismus l. Der Polytheismus.
51 =	8	v. u. statt Der Großherr ist Sklave einer tyrannischen Regierung. l. Der Großherr ist Sklave unsinniger Gebräuche, das Volk Sklave einer tyrannischen Regierung.
57 =	11	v. u. statt von der Gefahr l. die Furcht vor der Gefahr
67 =	11	v. u. statt daher l. dahin.
96 =	4	v. u. statt Borde l. Boote.
100 =	10	v. u. statt lebende l. belebende.
120 =	11	v. u. statt gewann l. gewannen.
131 =	7	v. u. statt Hulaka l. Hulaku.
159 =	8	v. u. statt Agrib l. Agria.
160 =	7	v. ob. statt Comischa ließ Canischa.
167 =	5	v. ob. statt Gebirge Smyrna l. Gebirge um Smyrna.
200 =	12	v. ob. statt Fregatsch l. Forgatsch.
223 =	6	v. u. statt die rechtmäßigen l. die nicht rechtmäßigen.
258 =	6	v. ob. statt 1709 l. 1790.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Abschied vom väterlichen Hause.

Den 5ten September 1818 nahm ich Abschied vom väterlichen Hause. Gefühle bestürmten meine Brust, und ihr Wechsel umnebelte meine Sinne. Es ist hart, sehr hart von Geschwistern, die uns mit wahrer Liebe zugethan sind, zu scheiden, und eine ferne, ja ungewisse Zurückkunft zu erwarten. Da lag vor mir offen die Welt, mit ihren Freuden und Leiden, und die Zukunft winkte mir, bedeckt mit ihrem undurchdringlichen Schleyer der Ungewißheit, entgegen. Welch ein Schicksal erwartet mich? eile ich dem Glücke entgegen, oder lauert das Unglück mit allen seinen Tücken auf mich? Wenn damals eine freundliche Macht mir mein Schicksal zugeflüstert hätte! — Doch den Blick in die Zukunft darf der Sterbliche nicht wagen, sie ist allein dem alles lenkenden, alles erhaltenden Wesen enthüllt; der Mensch

Bayerische Staatsbibliothek München

begnüge sich mit der Gegenwart, und erwarte aus des Schöpfers Hand die Zukunft. —

Ich begab mich von Herchenheim, meinem Geburtsorte, nach Ulm, von wo ich zu Wasser meine Reise weiter nach Wien fortsetzte. Meine erste Reise war glücklich, aber schon in Wien traf mich mein widriges Geschick: ich erkrankte, und mußte mich längere Zeit ärztlicher Behandlung im Alster-Spital unterwerfen, bald erholte ich mich jedoch wieder, und erlangte meine volle Gesundheit.

In Wien würde ich mit einem siebenbürgischen Baron, Mauro Carul, bekannt, der mich mit sich nach Siebenbürgen zu nehmen versprach, und welches Anerbieten ich auch willig annahm. Ich erwähne seiner ungerne; denn ihn nach Verdienst schildern, hieße ihn der Verachtung aller Biedermänner preis geben, und es ist nicht meine Sache, Jemanden auf die Schandbühne zu stellen. Nur so viel sey von ihm gesagt, daß er mich schändlich betrog, und daß ich mich nur durch Entschlossenheit, und den treuen Beystand einiger

Landsleute, vor Mißhandlungen aus seinen Klauen rettete.

Daß ich von den vielen prächtigen Städten, welche an der Donau liegen, von den herrlichen Gegenden, von dem Königreiche Baiern, und dem Erzherzogthume Oestreich, dann endlich von Wien selbst, seinen Schönheiten, Merkwürdigkeiten, von den Sitten und Gebräuchen seiner Einwohner ꝛc. nichts erwähne, wird der geneigte Leser gerne verzeihen; indem von diesen Ländern und Städten durch mehrere vortreffliche Werke schon so viel bekannt ist, daß eine nähere Beschreibung hiervon überflüssig wäre.

Als ich von dem Baron Mauro Carul befreyt war, wendete ich mich nach Klausenburg, der Residenzstadt des Fürsten von Siebenbürgen. Sie ist eine, durch ihre Schönheit, durch ihre regelmäsig gebauten Häuser, durch ihre breiten gepflasterten Straßen und durch ihre herrlichen Umgebungen, ausgezeichnete Stadt. Ihre Einwohner bieten ein sonderbares Gemisch von Teutschen, Wallachen, Ungarn und Siebenbürgern dar, deren Sitten und Gebräu-

che sehr von einander verschieden sind. Der Adel ist stolz; in seinen Pallästen und Zirkeln herrscht feine Bildung, Anmuth und Eleganz im hohen Grade. Klausenburg ist der Sitz eines Appellations-Gerichtes und mehrerer hohen Landesstellen, auch ist ein recht braves teutsches Theater daselbst. Unweit der Stadt, auf dem sogenannten Zigeuner-Berge befinden sich Ruinen. Von hier aus kam ich nach Mühlenbach, einer ganz von Teutschen bewohnten, schönen, freyen kaiserlichen Stadt mit Mauern umgeben, und mit einer wallachischen Vorstadt. In dieser Stadt verwaltet ein von den Bürgern gewählter Magistrat die Gerichtsbarkeit. Von Mühlenbach begab ich mich nach Herrmannstadt, dem Sitze eines Gouvernements und eines General-Commandos, mit bedeutender Garnison. Hermannstadt ist wohlgebaut, hat breite gepflasterte Straßen und ein hübsches teutsches Theater; seine Einwohner sind wie zu Klausenburg, Teutsche, Ungarn, Siebenbürger und Wallachen, auch der Adel ist wie in genannter Stadt. Von Herrmannstadt kam ich nach Fagarasch, einem unansehnlichen Orte mit einem festen Schlosse und et-

ner schönen Brücke über den Fluß Alt, sumpfig gelegen; und endlich nach Kronstadt, dem Sitze des Gränz-Commandos, schön und wohlgebaut, mit drey Vorstädten; vorzüglich bemerkenswerth ist ein sehr schöner, von Stein gebauter Brunnen mit springendem Wasser. Nahe an der Stadt auf einem Berge ist die Vestung gelegen. Hier verließ ich das österreichische Gebiet, und betrat die Lande der ottomannischen Pforte.

Siebenbürgen ist ein schönes wohl angebautes Land mit malerischen, reizenden Gegenden, fruchtbar an guten Weinen, vortrefflichen Obst und Getreide, auch wird viel Tabak gebaut. Die Viehzucht wird stark getrieben, der Handel ist beträchtlich. Siebenbürgen ist reich an Salz, auch werden edle und unedle Metalle in beträchtlicher Quantität gegraben. Von dem Eigenthümlichen seiner Bewohner läßt sich nichts bestimmtes angeben; denn wie schon gesagt, sie sind ein Gemisch von Teutschen, Ungarn und Wallachen. Bekannt in Siebenbürgen sind die Saxen, die sich durch Gutmüthigkeit und Gefälligkeit auszeichnen; rauh, betrügerisch und räubertsch hin-

gegen sind die Wallachen, und sehr gefährliche Diebe die Zigeuner, deren es in Siebenbürgen gar viele giebt.

Die Wallachey.

Den 3ten Februar 1819 kam ich nach Bucharest, der großen, schön und wohlgebauten Hauptstadt der Wallachey, die sich bisher alljährlich verschönerte. Die Straßen sind geräumig und breit, die Häuser schön und regelmäßig, die Palläste der Bojaren prächtig, auch ist daselbst ein schönes teutsches Theater. Die Straßen sind nicht gepflastert, sondern durchaus mit Holz gebruckt, daher ist auch die Reinlichkeit derselben nicht sonderlich, wohl aber die Unreinlichkeit bedeutend groß. Die Umgebungen sind anziehend, besonders ergötzen drey, Bucharest umgebende, Seen das Auge. Die Einwohner sind größtentheils Teutsche. Der Hospodar hat hier seinen Sitz, doch bekam ich den vormals prachtvollen Pallast desselben nicht mehr zu sehen, weil er vor meiner Ankunft gänzlich abbrannte. Die Bojaren zeichnen sich durch Bildung und Geselligkeit vorzüglich aus, ihre Religion, so wie die Religion der Wallachen ist die griechische; die

Teutschen hingegen sind größtentheils Katholiken; auch besteht eine protestantische Pfarrgemeinde. Handelsgeschäfte werden sehr lebhaft theils nach Siebenbürgen, theils nach Constantinopel und der Buckowyna mit Baumwolle, Wolle, Spezereyen und Peltereyen getrieben.

Ich hielt mich längere Zeit in Buchareſt auf, zeichnete mehrere Palläste ab und nahm auch die anziehendsten Parthieen seiner Umgebungen auf. Eben wurde der Pallast eines Bojaren abgetragen, um schöner und größer neu wiederum aufgebaut zu werden. Der Baumeister, der diesen Bau führte, und der Bojar ersuchten mich, weil ich Architectur studirt habe, ihnen bey dem Baue zu helfen, doch meine Bereitwilligkeit kam mir theuer zu stehen; denn am 28sten März stürzte eine Mauer ein und erschlug zwey Arbeiter dicht neben mir, mich warf sie aber auf einen Balken, wo man mich erst nach einiger Zeit ohnmächtig liegend fand. Auf meiner Brust lag ein großer Stein, an Händen und Füssen hatte ich bedeutende Quetschungen, und meine Glieder schwollen daher heftig auf. Mir wurde sogleich eine Ader geöffnet, der Arzt mußte öfters schlagen bis das

Blut sprang, und ich mußte hernach sechs Wochen ohne alle Bewegung liegen bleiben. Ich wurde in einem Spitale, deren es drey sehr wohl eingerichtete in Bucharest giebt, sehr gut verpflegt, erhielt aber sonst auch nicht die geringste Entschädigung. Nachdem ich wieder hergestellt war, rüstete ich mich zur Abreise nach Constantinopel, und da ich keine Karavane erwarten konnte, so begab ich mich mit noch sechs Teutschen, durchaus Professionisten, wohlbewaffnet auf den Weg. Ich gieng sehr hart; denn noch mußte ich eine Krücke gebrauchen. Bey unserer Abreise wurden wir vielfältig gewarnt und zur größten Vorsicht ermahnt; denn die dicken düstern Wälder der Wallachey sind immer unsicher.

Bey dieser Gelegenheit etwas von den Wallachen. Sie sind groß, wohlgebaut und stark, einer runden aufgetriebenen Gesichtsbildung und bräunlicher Gesichtsfarbe. Das gemeine Volk ist roh, ungebildet, abergläubig, zurückstoßend wild, betrügerisch und räuberisch, herzhaft, ja selbst verwegen, doch zu keiner Zeit versäumen sie den Gottesdienst. Die Kleidung gemeiner Wallachen besteht in leinenen

Beinkleidern, einem weiten leinenen Hemde, das sie über die Beinkleider herabhängend tragen, über das Hemd ziehen sie einen Pelz an, ihre Fußbekleidung besteht in Sandalen, das Haupt ist unbedeckt, nur bey schlimmer Witterung setzen sie breite runde Hüte auf. Das Haupthaar hängt lang und ungeschnitten über den Nacken und die Schultern, die Alten tragen auch angeschorene Bärte. Die Weiber tragen nichts als ein langes Hemd von Leinen, unterhalb dem Busen eine Schürze von Wolle umgebunden; die Haare tragen sie in Zöpfe geflochten und aufgewickelt, um den Kopf winden sie ein weis leinenes Tuch und ebenfalls Sandalen bekleiden ihre Füsse.

Die Wallachey, so wie die Moldau werden durch eigene Fürsten (Hospodare) regiert. Diese sind Griechen, die ihre Stellen um ungeheure Summen von der Pforte erkaufen, und die sich dadurch auf ihren Posten zu behaupten suchen, daß sie beständig diejenigen bestechen, die ihnen in Constantinopel nützlich oder schädlich seyn können; denn beständig werden sie, um sie zu stürzen, von andern Griechen, die ihre Stellen zu erlangen suchen, bey

der Pforte cabalirt. Diese Fürsten müssen überdieß, daß sie ihre Ausgaben an die Pforte bestreiten und mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge leben, noch so viel sparen, daß sie sich einen sichern Rückzug verschaffen, wenn sie aus ihren Fürstenthümern nach Hause zurückkehren, wo sie dann in ihren Häusern viele Pracht zeigen. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die Wallachen durch Auflagen gedrückt werden müssen, um alle raubsüchtigen Ansprüche der Hospodaren zu befriedigen.

Die Boyaren, die sich wie der Adel in Polen kleiden, müssen den Hospodaren Geld verschaffen, und dieses erpressen sie vom Volke auf eine empörende Weise. Unter diesen Erpressungen sind noch nicht die öffentlichen Abgaben begriffen, die der Fürst unmittelbar bezieht, und die ins unendliche vermehrt, und mit der größten Strenge eingetrieben werden; diese Abgaben, die mit dem Vermögen des Volkes in gar keinem Verhältnisse stehen, drücken dasselbe auf eine unbeschreibliche Art; das Volk murrt zwar, allein es muß gehorchen und bezahlen.

Eine andere wichtige Ursache zur Klage giebt der Durchmarsch einer türkischen Armee durch das Land, oder der Aufenthalt dieser wilden Horden in demselben.

Unbeschreiblich groß sind die Ausschweifungen, welche diese undisciplinirten Haufen begehen; sie plündern und verheeren das Land, zerstören oft ganze Dörfer, und ermorden die wehrlosen Einwohner; daher suchen diese gewöhnlich mit ihren kostbarsten Sachen einen Zufluchtsort in den Wäldern und Bergen, sobald sie etwas von der Annäherung eines Heeres hören, weßwegen auch jede Familie einen Wagen, und eines oder mehrere Pferde hat, um nöthigen Falles sogleich die Flucht ergreiffen zu können.

Wenn sich die türkischen Soldaten auch nur kurze Zeit an einem Orte aufhalten, so richten sie doch schon so große Verheerungen an, daß die unglücklichen Einwohner, wenn sie nach ihrem Abzuge wieder in ihre Wohnungen zurückkehren, lange Zeit nicht im Stande sind, ihre Häuser wieder aufzubauen, und sich Saamen und andere nothwendige Erfor-

dernisse zur Bearbeitung ihrer Felder und Weingärten anzuschaffen, welche die Türken gänzlich verwüstet haben.

Mit dem größten Widerwillen ertragen die Wallachen das türkische Joch. Die verächtliche und erniedrigende Behandlung aller Stände von Seite der Türken, wird von einem, von Natur stolzen Adel, der nach Freyheit und Unabhängigkeit strebt, und der von den Russen als ihresgleichen, dem Adel angemessen behandelt wird, und dem von ihnen, wenn er auswandert, Ehrenämter und Offiziersstellen ertheilt werden, nur mit Widerwillen und Abscheu ertragen.

Abreise von Bucharest.

Am 8. Mai eine Stunde vor Sonnenaufgang verließen wir Bucharest. Unsere Reise gieng langsam vorwärts, weil ich noch eine Krücke zum gehen gebrauchen mußte. In einer Entfernung von beyläufig drei Stunden von Bucharest sprachen wir in einem an der Straße gelegenen Gasthause zu, und verzehrten hier ein Mittagsmahl. Dieses Gasthaus ist nahe an einem Walde gelegen, durch wel-

chen uns unser Weg führte. Die Wirthsleute, die Teutsche waren, luden uns ein, die Nacht bey ihnen zuzubringen, weil wir unmöglich noch denselben Tag durch den Wald kommen konnten, in dem es aber sehr unsichrr wäre.

Ungeachtet dieser Warnung setzten wir dennoch unsern Weg fort. Als wir einige Zeit in dem Walde fortgegangen waren, kamen zwey wallachische Bauern mit einem Wagen zu uns, welche uns ermahnten, ja zu eilen, und nicht in dem Walde zu bleiben. Sie luden uns ein mit ihnen zu gehen, und erzählten uns, daß zwey Tage früher die Hanotten (wallachische Soldaten) den Wald, in dem sich viele Räuber aufhielten, durchstreift hätten: gegen die Hanotten hätten sich die Räuber zwar sehr entschlossen gewehrt, so daß mehrere der erstern geblieben und mehrere verwundet worden wären; doch seyen auch einige Räuber gefangen worden, denen aber die Hanotten sogleich die Köpfe abgehauen, sie auf Stangen gesteckt, und gegen Bucharest zu getragen hätten.

Ich konnte noch nicht so schnell gehen, um mit dem Wagen fort zu kommen, und da mich meine Reisegesellschaft nicht verlassen wollte, so trennten wir uns von den Bauern, und giengen so lange fort, als es noch hell, und uns zu gehen möglich war.

Nachdem es ganz dunkel geworden, und wir nicht mehr fortkommen konnten, beschlossen wir, in dem Wald zu übernachten. Ich rieth wir sollten uns von der Strasse ab, im Dikicht unter einem Baum, ohne ein Feuer anzumachen, lagern; dieser mein Rath wurde aber verworffen, und so lagerten wir uns an der Strasse, um ein ziemlich großes, und hellaufloderndes Feuer; einer sollte Wache halten, der Wachende aber alle Stunden abgelößt werden.

Wohl und weißlich war das Wachen des Einen beschlossen, aber es stund nicht gar lange an, so schlief die ganze Gesellschaft sammt der Wache. — Ungefehr um zehn Uhr in der Nacht erwachte ich, und vernahm ein entferntes Gewimmer; bald darauf glaubte ich ein Rauschen in dem Laube, und auch Fußtritte zu vernehmen. Ich richtete mich auf,

und rief in wallachischer Sprache: Halt! wer da? bekam aber keine Antwort, uud es wurde wieder ganz stille. Ich beschloß von nun an munter zu bleiben, und setzte mich in ein neben uns sich befindendes Gesträuch; aber es vergieng keine halbe Stunde, so schlief ich vom neuen ein.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, so fielen wirklich Räuber mit Prügeln über uns her. Einen bey uns sich befindlichen Preußen wurde sogleich ein Bein zerschlagen. Ich schrie Räuber! Räuber! und feuerte eine meiner Pistolen ab, wodurch ich einem der Räuber den Arm zerschmetterte. Noch Einer aus unserer Gesellschaft erhielt durch einen Schlag eine bedeutende Contusion am Schenkel.

Als die Räuber uns wohlbewaffnet, und entschlossen zur Gegenwehr fanden, zogen sie sich zurück, wir aber hätten zwey von ihnen gefangen, nämlich den, den ich den Arm zerschmetterte und noch Einen.

Nachdem sich die Räuber entfernt hatten, verließen wir sogleich den Platz, wo wir uns gelagert hatten, und begaben uns von

der Straße ab in das Dickicht, wo wir die Nacht durchwachten, bis die Morgendämmerung anbrach. Unsere zwey Gefangenen banden wir mit den Riemen unserer Felleisen aneinander, und zwey von uns hielten sie abwechselnd rücklings fest. Als die Morgendämmerung anbrach, machten wir uns wieder auf den Weg, und giengen bis Ruschtschuck, wo wir unsere Gefangenen an die türkische Behörde ablieferten. Die zwey wallachischen Bauern, deren ich oben erwähnte, wurden in der nämlichen Nacht im Walde erschlagen.

In Ruschtschuck hielten wir uns drei Tage auf, bis wir einen Firman vom Pascha zur weitern Reise erhielten, der uns auch sehr bereitwillig ausgefertiget wurde, und nach welchem uns freye Verpflegung, und ein Vorspannwagen, in jedem Orte, durch welches wir kamen, gegeben werden mußte. Da in Ruschtschuck kein Spital ist, so nahmen wir unsere Verwundeten bis nach Adrianopel mit, wo der Preuße, der in Ruschtschuck von einem türkischen Arzte verbunden worden war, ins dortige Spital gebracht wurde.

Ruschtschuck ist eine Stadt von ohngefehr 20,000 Seelen bewohnt, theils Türken, theils Griechen, mit schmutzigen, ungepflasterten Straßen. Das Sehenswürdigste ist der Pallast des Pascha, ein regelmäßiges Quadrat mit unbedeutenden Schanzen umgeben. Ruschtschuck liegt an der Donau, an deren Ufer daselbst eine wohlbefestigte mit türkischer Besatzung versehene Citadelle gebaut ist.

Von Ruschtschuck kamen wir nach Raschgar einer schönen wohlgebauten Stadt, mit gepflasterten Straßen, in einer anmuthigen, an Baumwolle, Getraid, Obst und Wein sehr fruchtbaren Gegend gelegen. Hier ist vortreffliches Wasser, auch sind von hier angefangen bis Constantinopel an dem Wege alle Viertelstunden Röhrbrunnen mit marmornen Becken, an deren Rande sich eiserne Löffel, die sehr oft gut vergoldet sind, mit Ketten befestigt, befinden; Chausseen sind von hier aus nicht mehr, sodern nur unchaussirte Fahrwege. Die Einwohner sind theils Bulgaren, theils Türken.

Von hier aus giengen wir über Kanebeth und Schomeli nach Adrianopel. Wir ka-

men fortwährend durch anmuthige fruchtbare Gegenden, in denen viele Baumwolle, und sehr guter Wein erzeugt wird.

Den 22. Mai des Abends kamen wir nach Adrianopel, einer großen wohlgebauten Stadt, deren Einwohner auf 130,000 angegeben werden. Der Pallast des Pascha ist von ausgezeichneter Schönheit, durchaus im deutschen Geschmack ausgemahlt; die Gitter an den Fenstern sind gut vergoldet. Die Einwohner sind Griechen, und zwar diese die überwiegende Zahl, Türken, Armenier und Franken. In Adrianopel wird sehr starker Handel getrieben, deswegen befinden sich daselbst Consuln von allen Nazionen; es giebt hier viele Manufacturen in Seide, Baumwolle und Muselin; so wie auch mehrere Spitäler, in denen größtentheils italienische Aerzte angestellt sind. — Die Stadt ist sehr oft den Verheeruugen der Pest ausgesetzt. — In Adrianopel sind ordentliche Gasthäuser, die von den Griechen, und Kaffeehäuser die von den Türken gehalten werden. Kömmt ein reisender Franke, vorzüglich ein Deutscher in ein solches Kaffeehaus, so bewirthet ihn der Inn-

haber mit Kaffee, Billau, Scherbet und Taback umsonst; auch erstreckt sich ihre Gastfreundschaft so weit, daß sie reisende Franken mehrere Tage beherbergen und bewirthen, ohne hiefür auch nur die geringste Zahlung anzunehmen. Doch ist jedem Reisenden Mäßigkeit im Trunke zu rathen; denn bemerkt sein Gastfreund, daß er nur ein wenig betrunken ist, so zeigt er ihm mit Verachtung die Thüre. Da der meiste Handel in den Häusern getrieben wird, so ist der Bazar eben nicht schön eingerichtet, auch nicht bedeutend. Besonders bemerkt zu werden verdienen die schönen Wasserleitungen und der Garten des Pascha, in welchem Fremde freyen Zutritt haben; er ist mit einer großen Mauer umgeben, und das Sehenswürdigste in selbigem, ist eine prachtvolle Fontaine.

Um alles Bemerkenswerthe in Adrianopel zu besehen und aufzuzeichnen, war mein Aufenthaltt von zwei Tagen freilich viel zu kurz, obwohl ich während derselben beständig herumgieng.

Am 24. May verließen wir Adrianopel, und begaben uns nach Rottesto, am Meer

von Marmora in einer sehr anmuthigen, reizenden Gegend, welche sehr fruchtbar an köstlichen Wein und Obst ist. Hier mietheten wir eine Gondel, und fuhren auf derselben nach Constantinopel, woselbst wir den 26. May ankamen.

Constantinopel.

Ich hielt mich längere Zeit zu Constantinopel auf, und wohnte zu Bujukdere im Palais des kaiserl. königl. österreichischen Gesandten, woselbst ich Zimmer ausmahlte. Täglich, wenn es mein Geschäft erlaubte, fuhr ich auf dem Kanal nach der Stadt. Die Häuser zu Constantinopel sind durchgängig von Holz gebaut, die Gassen eng, und mehrere sind zu Bazaren eingerichtet, oben gedeckt. Sonst hielten es die Türken für entehrend, auch nur das Geringste den Ungläubigen nachzumachen, heut zu Tage nehmen sie es nicht mehr so genau, ja in vielen Stücken, die sie den Franken nachgeahmt, gefallen sie sich sehr wohl. So sind z. B. die neuen Häuser gänzlich auf europäische Art gebaut, und da Constantinopel sehr oft großen Feuersbrünsten ausgesetzt ist, so ist ihre Anzahl nicht

geringe. In Quartieren, die vom Feuer bisher nicht viel gelitten haben, erblickt man nur elende Hütten. Sie bestehen aus einem Erdgeschoß, das eine Küche, einen Stall, ein Waschhaus, eine Speisekammer, und ein Zimmer zur Aufnahme der Fremden enthält; über das Erdgeschoß ist blos noch ein Stock gebaut, wo die Familie wohnt; so sind alle alte Häuser, sie unterscheiden sich nur in der Größe und in der Anzahl der Zimmer von einander. Reinlichkeit suche man ja nicht; denn diese Stadt könnte als Muster alles Schmuzes gelten. Der Sklavenhandel mit Weißen ist abgeschafft; daher sind auch die Sklaven-Bazare zu andern Zwecken verwendet; nur mit Schwarzen darf noch gehandelt werden, und dieser Handel wird in den Häusern der Sklavenhändler getrieben.

Beinahe das einzige Gebäude von Stein aufgeführt, ist ausser den Moscheen das Serail. Es ist an dem Kanal gelegen, 2300 pariser Fuß lang, 1600 Fuß breit, und drey Stockwerk hoch, mit zwey Thürmen versehen. Die Thore sind gelb fein lackirt, das ganze Gebäude gelb angestrichen, die Fenstergitter

durchaus fein vergoldet. Ueber jedem Thore befindet sich eine Marmortafel mit dem Wappen des Sultans und türkischen Inschriften, deren Buchstaben von Gold sind. In dem Serail und um dasselbe her sind Gärten; da aber der Zutritt in das Serail jedermann versagt ist, der nicht durchaus Geschäfte darin hat, Christen aber, Gesandte ausgenommen, in keinem Falle eingelassen werden; so kann ich auch von dem Innern desselben, das die Türken ein Abbild des Paradieses nennen, und seinen Gärten nichts sagen. Sein Umfang, die Gärten mit eingeschlossen, beträgt mehr als zwey und eine halbe englische Meile; vor demselben neben dem Canal stehen 24 Kanonen unter einem Dache, welche gelößt werden, wenn der Sultan aus dem Serail tritt. Ganz irrig glaubt man, Serail sey der Aufenthaltsort von Frauenzimmern, und verwechselt Serail mit Harem; da es doch blos einen Pallast bedeutet. Vorzugsweise werden die Gebäude so genannt, die der Großherr mit allen Beamten und Bedienten seines Hofes bewohnt. Im Serail werden alle Regierungsangelegenheiten verhandelt, in demselben versammelt sich der Divan, oder Staatsrath, alle

öffentlichen Audienzen, die die hohe Pforte ertheilt, finden darin Statt, und alle öffentlichen Reichsbeamten, die zu Constantinopel wohnen, haben darin wenigstens ihre Bureaus.

Bemerkenswerth ist auf dem Sultansplatz ein eiserner, einen halben Pariser Fuß im Gevierte dicker Stab, auf einem steinernen Postament, dessen Höhe ohngefähr acht Pariser Fuß beträgt; auf diesem Stabe befindet sich nun eine steinerne viereckigte Säule, deren Seiten jede 3 Pariser Fuß lang ist, und deren Höhe 36 Pariser Fuß beträgt. Auf dieser Säule, von welcher jeder Fremde glauben wird, daß sie augenblicklich umstürzen müßte, befinden sich griechische Inschriften.

Die ehemalige Sophienkirche ist nun in eine Moschee verwandelt, und unter dem Namen der großen Moschee bekannt; sie ist ein herrliches Gebäude mit vier Thoren, drey hohen Thürmen und zwey Kuppeln, mit Kupfer gedeckt. Das Innere durfte ich nicht besehen. Ausser ihr ist noch eine große Menge Moscheen in Constantinopel vorhanden, doch wird ihre Zahl von den Türken sehr übertrieben; sie waren ehedem fast all: griechische Kirchen und

sind von Stein erbaut. Gleich den Türken, geben aber auch die verschiedenen Secten der Christen die Zahl ihrer Kirchen viel zu groß an, und diese übertreiben, daß man ihre Anzahl für größer halten soll, als sie wirklich ist. Da den Türken ihre Religion den Gebrauch der Glocken verbietet, so befinden sich auf den Minarets der Moscheen Ausrufer, welche durch ihr Geschrey den Anfang des Gottesdienstes anzeigen; unbeschreiblich ist daher der Lärm, den diese Menschen an Freytägen, den die Türken alle Wochen, so wie wir den Sonntag, feyern, machen.

Unweit dem Serail ist eine Höhle mit einem Brunnen unter der Erde, der sehr gutes frisches Wasser enthält. In diesem Brunnen leben Fische, deren Farbe auf einer Seite braun wie gebraten, auf der andern aber glänzend gelb wie Gold ist.

Die Franken wohnen größtentheils in der Vorstadt Pera, die durchaus nach europäischer Art gebaut ist, mit gepflasterten Straßen. Auch die verschiedenen Gesandschaften haben hier ihre Palläste, von denen sich die der französischen und der englischen durch ihre Schönheit und Pracht vorzüglich auszeichnen. Die Ka-

tholiken haben daselbst sechs Klöster, jedoch nur Bethäuser ohne Glocken und ohne Thürme, welches in der ganzen Türkey mit allen Christen so gehalten wird. In Pera ist eine Kanonengießerey und eine große Kaserne, in welcher sich türkische Truppen, die nach europäischer Art exercirt sind, befinden. Das Gemisch der Leute aus verschiedenen Völkern macht den Aufenthalt sehr anziehend und interessant; denn bald kömmt man in eine Gesellschaft von Teutschen, Engländern, Franzosen, bald wieder in eine Gesellschaft von Asiaten ꝛc., so daß man sich bald nach Teutschland, bald nach Frankreich, Italien versetzt glaubt, aber plötzlich durch die Ankunft mehrerer Türken in Constantinopel aus diesem angenehmen Traume wieder erwacht. Zu Pera werden in den Pallästen der Gesandten Bälle und Gesellschaften wie in dem gebildeten Europa gegeben, auch kommen öfters Schauspieler von verschiedenen Nationen dahin, die daselbst, oder in Bujukdere spielen.

Die übrigen Vorstädte als Galate, Haske u. s. w. sind wenig bemerkenswerth. Bujukdere liegt an einem Canal des schwarzen Meeres. Hier haben die auswärtigen Gesandten

Sommerpalläste; auch sind fünf Schanzen mit zwey und einer Batterie von Türken besetzt, daselbst.

Die Zahl der Einwohner von Constantinopel wird sehr übertrieben und ungleich angegeben, und es ist sehr leicht, daß man hierin durch die Größe der Stadt, der Vorstädte, und die Menge der Häuser getäuscht werde; doch bemerke man, daß es in der Türkey für unsittlich, ja beynahe für ein Verbrechen gehalten wird, daß zwey Familien in einem Hause beysammen wohnen sollten; nur die nächsten Verwandten, als Vater und Sohn, oder zwey Brüder, und diese nur aus der ärmsten Volksklasse werden ausnahmweise in einem Hause beysammen mit ihren Familien wohnend angetroffen. Täuschend ist auch, daß Constantinopel auf Hügeln erbaut ist, und daher fast jedes Haus sichtbar wird, die leeren Plätze zwischen den Häusern aber verborgen bleiben.

In den Straßen, welche nach dem Zollhause, dem Hafen, nach den großen Bazars, nach dem Serail, nach den öffentlichen Bädern, und nach den Hauptmoscheen führen, ist ein wahres Gewühl von Menschen; doch sind

alle diese Plätze in ein und demselben Theile der Stadt, und jeder, der seinen Geschäften nachgeht, oder nur einen Spaziergang machen will, kommt hieher; tiefer in der Stadt sind beynahe verödete und leere Straßen, und in mehreren wächst Gras, ob sie gleich sehr enge sind.

Von der Menge der Janitscharen, Bostangis, Schiffer, Handwerker, Krämer, Kaffeeschenken u. s. w. kömmt es, daß mehrere die Bevölkerung von Constantinopel über 700000 Einwohner, und auch noch höher angeben, doch hierbey kömmt zu betrachten, daß ein und dieselbe Person mehrere Geschäfte treibt, so ist fast jeder Schiffer ein Bostangi oder ein Janitschar, und der größte Theil der Janitscharen sind Handwerker, Krämer und Kaffeeschenken.

Nach den genauesten und richtigsten Beobachtungen (denn nur Beobachtungen und Berechnungen können gemacht werden, da die Geburts- und Sterbelisten, die sonst nirgends im ganzen türkischen Reiche, als nur zu Constantinopel eingeführt sind, nicht bekannt gemacht werden) darf man die Zahl der Einwohner von Constantinopel zwischen 4 und

500,000 Seelen annehmen, welche Türken, Griechen, Armenier und Juden sind.

Den Namen Franken geben die Türken allen Europäern, die Nationen angehören, welche nicht der hohen Pforte unterworfen sind. In Constantinopel stehen sie unter dem Schutze und der Gerichtsbarkeit der Gesandten treiben Handel, Handwerke und Gewerbe, und dürfen hiefür keine, oder doch nur sehr unbedeutende Abgaben entrichten.

Religion und Regierung der Türken.

Es wird heutzutage sehr viel über die Türken geschrieben und ein Theil der Schriftsteller erhebt sie zu dem gutmüthigsten, sanftmüthigsten und bestem Volke; während sie der andere als blutgierige Raubthiere, als wilde Bestien verwünscht, und sie sammt und sonders ohne alle Schonung von der Erde vertilgen möchte. Ich getraue mir keines von beyden zu behaupten. Es ist die wunderbare Einrichtung der Vorsehung, daß kein Mensch vollkommen da steht, und daß auch das Licht des Besten durch Schatten getrübt, das schwarze

Dunkel des Verworfensten aber durch einiges Licht gemildert werde. Wie der Mensch im Einzelnen, zeigt sich jedes Volk in seiner Totalität. Wir haben oft Gelegenheit, an dem gebildetsten und aufgeklärtesten Volke die größten Flecken, und oft an den rohesten ungebildetsten Horden Züge zu bemerken, um die sie jedes Volk beneiden, und jedes Volk sie hierinn als Muster annehmen, und dieses Gute sich anzueignen bestreben dürfte.

Ehe ich von dem Nazionalcharakter der Türken etwas erwähne, will ich daher einige Worte über ihre Religion und ihre Regierung vorangehen lassen.

Ihre Religion ist ein sonderbares Gemische von unsinnigen Gebräuchen und Meinungen, neben mehreren schönen moralischen Sprüchen. Viele ihrer Satzungen zeigen offenbare Spuren des Christenthums, andere des Judenthumes, und andere der Lehre der Braminen; viele aber sind ein Unsinn ganz eigner Art. So verspicht diese Lehre ihren Bekennern, ausschließend das Paradies, macht sie zu Lieblingen der Gottheit, die hoch über alle Menschen erhaben, zu Beherrschern

der Welt auserkohren wären; sie befiehlt ihnen die Ausrottung aller Ungläubigen, denen sie keinen Vertrag und keinen Schwur zu halten verbunden wären; ja sie befiehlt ihnen sogar die Eroberung der ganzen Welt, damit ihr Glaube über den ganzen Erdkreis verbreitet und von seinen heiligen Flammen aller Irrglaube verzehrt werde. Welchen Einfluß müssen solche Satzungen auf die Sitten eines Menschen haben? und ist es zu bewundern, daß der Türke zum unsinnigsten Stolz aufgeblasen erscheint? Vielmehr ist es ein Wunder, daß die Türken in Ansehung religiöser Meinungen eben nicht intolerant sind, und dieses Wunder mögte ich wieder ihrem Stolze, dem es zu geringe ist, sich um die Meinung anderer zu bekümmern, ihrer Politick, und dem Finanz-System ihrer Regierung, indem nur die Ungläubigen Kopfsteuer entrichten müssen, zuschreiben. Ihre Religion macht ihnen Gastfreundschaft, und diese sogar gegen Ungläubige, zur Pflicht, damit diese, durch den Umgang mit Rechtgläubigen bekehrt, und für das Paradies gewonnen werden. Selbst gegen die Thiere verordnet ihre Religion ein schonendes Betragen, daher verscheucht kein türki-

scher Getraidehändler die Sperlinge, die sich auf seinen Säcken gütlich thun.

Die Religion der Türken ist mit ihrer Politik innigst verwebt, und es würde gleich unrichtig seyn, ihre Regierung eine theokratische oder militärische Tyranney nennen zu wollen.

Man nennt die türkische Regierung vielfältig despotisch; doch despotisch ist jede Regierung, in welcher die verschiedenen Gewalten zur gemeinschaftlichen Erreichung des Staatszweckes nicht getheilt, sondern in den Händen eines einzelnen Machthabers sind, ohne jedoch mißbraucht, und zerstörend für das Wohl der Gesammtheit, angewendet zu werden; ja es kann Fälle geben, wo eine despotische Regierung sehr wohlthätig für das Volk seyn kann. War es nicht die despotische Regierung eines Peters, welche in Rußland die große Bahn zum Vorwärtsschreiten der Kultur brach; verbreitete nicht die Alleinregierung eines Friedrich, Heil und Segen über Preußen, und sicherte ihm einen Glanz unter den Mächten Europas? Doch die türkische Regierung hat ihren Grund in der Uebermacht, und sucht sich auch

durch Uebermacht aufrecht zu erhalten; sie ist ein Ungeheuer, das die emporstrebenden edlern Kräfte des menschlichen Geistes erdrückt und seine Fähigkeiten zerstört, um ihn ewig von sich abhängig zu machen; und sohin eine wahre Tyranney.

Eine unumschränkte Gewalt übt der Großherr über das Leben aller Unterthanen der ottomanischen Pforte aus, und willkührlich läßt er seine Unterthanen hinrichten; wenn dieses Hinmorden ohne richterliches Urtheil je Hinrichten genannt werden kann. Seine Laune ist das Maas der Strafen, die auf seinen Befehl verhängt werden; und dennoch ist seine Regierung nicht unumschränkt, die Gewalten auf eine ganz eigene Weise getheilt.

Den Grund dieser Theilung zu zeigen, müssen wir weiter zurückgehen. Die feinste und wohlausgesonnenste aller Tyranneyen war von jeher die, in der der Gewalthaber das geistliche Wort, und das weltliche Schwert zugleich führte, und dem der Fanatismus selbst das kräftigste Werkzeug der Tyrannei war. Wenn die Kirche als innere Gewalt, und der Staat als äußere getrennt, und dennoch in-

nigst verbunden in ihrem Zusammenwirken im Stande sind, das höchste Glück des Menschen herbeizuführen, wenn durch diese Trennung keine dieser Gewalten ausarten, und mißbraucht werden, und sohin dem Menschen seine natürliche, der Vernunft entsprechende Freiheit entrissen werden kann; so ist eine Tyranney, in der das Oberhaupt der Kirche und des Staates in einer Person dargestellt ist, die geschickteste einen Haufen von Sklaven; ja wenn sie will, einen Haufen von Bestien um sich her zu schaffen. Wenn aber die Lehren dieser Religion weder der Vernunft entsprechend, noch göttlichen Ursprunges sind, was kann sie anders, als einen Haufen blinder Werkzeuge fanatischer Tyraney erzeugen? und es ist eine große und schwer zu lösende Frage, ob es nicht besser sey, daß die das Staatsruder führenden Tyrannen selbst im höchsten Grade unwissend sind, als daß sie klug, aber verschmitzt wären.

Mahomet, der Gründer und Stifter dieser Religion, erschien dem Volke als ein von der Gottheit selbst berufener Gesetzgeber, der in der innigsten Vereinigung mit Gott

lebte, und dem das höchste Wesen selbst von Zeit zu Zeit seinen Willen offenbahrte, zugleich war er aber auch das höchste militärische Oberhaupt. Nicht so die sarazenischen Kalifen, seine unmittelbaren Nachfolger. Sie hatten nicht das Ansehen, von Gott selbst erleuchteter und belehrter Führer, obwohl sie geistliche und weltliche Gewalt in ihrer Person vereinten. Sie wurden nur als Abkömmlinge des Propheten, und als Beschützer, Lehrer und Vollstrecker seiner Gesetze für heilig gehalten.

Gleich den Regierungen Mahomets und seiner Nachfolger hat die jetzige türkische Staatsverfassung an dem Koran ein unantastbares unverletzliches Gesetzbuch; gleich ihnen sind ihre Einrichtungen militärisch; nur unterscheidet sie sich wesentlich dadurch von ihnen, daß die geistliche und weltliche Macht von einander getrennt sind, und in dieser Trennung mag die Hauptursache liegen, warum das türkische Volk auch keinen Schritt an Bildung vorwärts that; da sich hingegen die Regierungen der sarazenischen Kalifen durch Beförderung der Künste und Wissenschaften so vortheilhaft auszeichnen.

Als die Macht der Kalifen in Verfall gerieth, hatten verschiedene andere Fürsten eine unabhängige Obergewalt errungen, und um einen Schein von Mäßigung, den sie für gerathen hielten, zu erlangen, bekleideten sie die Priester mit der Verwaltung aller ihrer geistlichen Angelegenheiten. So entstand der Ulema, oder die Versammlung der Gesetzgelehrten, deren Oberhaupt der Mufti ist. Ihnen ist die Auslegung des mahometanischen Gesetzes in allen seinen Zweigen anvertraut, und sie sind, wie die Priester bey den Juden, im Besitz der Geheimnisse der Religion, und der Gesetze; ja sie vereinigen nicht nur das Ansehen der Richter mit dem der Diener der Religion in sich; sondern sie nehmen auch unmittelbaren Antheil an der Ausübung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt mit dem Staatsoberhaupte selbst.

Als die Fürsten aus dem Ottomanischen Stamme dem Kalifate ein Ende machten, nahmen sie sich ebenfalls nichts um die geistliche Gewalt an, sondern überließen sie auf gleiche Art den Priestern. Vor dieser Periode gab es zwar auch schon Muftis, allein ihre Gewalt

war sehr beschränkt, sie waren blos Richter ohne Einfluß auf Politik, gleich den Muftis, die heutzutage in verschiedenen Provinzen angestellt sind, und deren Verrichtungen denen eines Kadi, (Richters) ähnlich sind; denn Richter und Priester sind in der Türkey immer vereinigt. Die erste Stütze und der Grundpfeiler der Gewalt des Ulema ist der Fetwa, ein Ausspruch des Mufti, der aus der geistlichen Gewalt entsprossen, auf die wichtigsten Staatsereignisse übergetragen wird.

Die Kalifen konnten sich durch die Vereinigung der ersten priesterlichen Würde mit der des Regenten in ihrer Person den unbedingtesten Gehorsam ihrer Unterthanen dadurch verschaffen, daß sie ihre vorzüglichsten Staatssachen zur Sache der Religion machten. Ihre Kriege gaben sie vor, zur Ehre und zur Verbreitung der Religion zu führen, und mit blindem Eifer folgten ihnen die Gläubigen, um an dem großen Werke der Bekehrung theil zu haben, oder die Märtyrerkrone und mithin das Paradies zu erkämpfen. Um einen ähnlichen Zweck zu erreichen, müßen die Sultane der ottomanischen Pforte das von

ihnen selbst eingeführte Priesterthum ersuchen. Sie wenden sich an den Mufti, der dann den Ausspruch der Häupter des Ulema, den Fetwa, bekannt macht, und der den Befehl der Regierung, unter dem er sich befindet, mit dem Koran übereinstimmend erklärt, und alle Muselmänner zu seiner Unterstützung auffodert. So lange kriegerische Fürsten an der Spitze der Osmanen standen, wagte es kein Mufti, ihrem Wunsche entgegen zu seyn, und unterwarf seinen Ausspruch dem Willen des Gewaltigen.

Als der kriegerische Geist der Sultane zu verschwinden anfieng, vergrößerte sich das Ansehen und der politische Einfluß des Ulema, der vorher nur ein das Volk blendendes Werkzeug in den Händen des Großherrn war, und erwuchs zu einer Macht, die, wenn sie nicht ein wirklicher Widerstand gegen ihn ist, ihm doch stets das Gleichgewicht erhält. Man sieht in andern Staaten die Gewalten getheilt, und besonders in vielen europäischen Staaten die Kirche und die Regierung gänzlich getrennt, und doch alle zusammen zu einem Zwecke wirkend, die höchste Aufgabe des Staates, aus

Menschengestalten Menschen und Bürger bilden. Doch dieß erwarte man gar nicht in der Türkey, denn dort haben diese Corporationen nicht ein gemeinschaftliches Interesse, und eine Gewalt sucht die andere durch kleinlichte Ränke zu überlisten. Konnten die sarazenischen Kalifen, und besonders die maurischen in Spanien, Künste und Wissenschaften befördern, so konnten sie es nur dadurch, daß sie die oberpriesterliche Würde besaßen, und deswegen Erklärer und Vollstrecker der heiligen Gesetze waren. Nur dadurch konnten sie ihre Handlungen freyer bestimmen; denn sie erklärten ja die Satzungen des Korans, und natürlich war ihre Handlungsweise in den Augen des Volkes um so mehr stets mit selben übereinstimmend, als sie auch Nachkommen des großen Propheten, von seinem Blute entsprossen, und mit seinem Geiste beseelt waren. Eifersüchtig beobachten sich heutzutage der Großherr und der Ulema, und würde es ein Sultan wagen, Neuerungen, die nicht durchaus mit dem todten Buchstaben des Korans übereinstimmen, einführen zu wollen, so würde ein Fetwa ihn selbst für einen Ungläubigen erklären, und Volk und Heer würde gegen ihn sich aufleh-

nen und ihn vom Throne stoßen. Wagte aber der Ulema Schritte, die dem Sultan gefährlich schienen, so würde den Mufti und die ersten Mitglieder desselben kein geringeres Schicksal treffen, als in einem großen Mörser zu Tode gestampft zu werden. Dieses gegenseitise Auflauern beyder Gewalten verhindert jedes Vorwärtsschreiten der Kultur, und nur ihrer gegenseitigen Eifersucht ist es zuzuschreiben, daß sich die Türken noch auf einer so niedern Stufe befinden, ja sich beynahe immer mehr barbarisiren.

Längst schon würde der Sultan gänzlich abhängig von dem Mufti geworden seyn, wenn er sich nicht das Recht vorbehalten hätte, denselben zu ernennen und abzusetzen. Und daher sind alle Mitglieder des Ulema, die lüstern nach der Muftisstelle sind, seine Anhänger; doch wacht der Ulema sorgfältig über sein Ansehen und über den Einfluß, den er auf die Regierung hat. Die Religion, die unter den Sultanen eine Stütze ihrer Regierung war, ist ihren schwachen Nachfolgern zum Schrekken geworden, und der Fetwa ist jetzt zu jedem Staatsunternehmen so nothwendig, daß

für einen Sultan, der ihn nachzusuchen unterließe, daraus die größte Gefahr, ja sogar Entthronung, und der Verlust seines Lebens erfolgen könnte. So sehr ist der Sultan von dem Ulema beobachtet, daß dieser sich mit aller Macht der Abreise des ersteren aus Constantinopel entgegensetzt, damit er nicht in der Entfernung das Heer auf seine Seite bringe, und der Sultan ist so abhängig von dem Ulema, daß er es auch nicht wagen darf, sich aus der Hauptstadt zu entfernen.

Ist die Gewalt des Sultans, die auf dem ersten Anblick unumschränkt und dessen Wille alles vermögend zu seyn scheint, schon durch die Priesterschaft beschränkt, so ist sie es auch noch mehr, durch eine weltliche Corporation, nämlich den Divan, oder den Staatsrath. Die Mitglieder desselben sind die hohen Befehlshaber der Armee, die Häupter des Ulema und die Minister des Reiches. Kein wichtiges Staatsereigniß kann unternommen werden, ohne daß vorher diese Staatsversammlung die Sache in Berathung gezogen, und hierüber entschieden hätte. Zwar führt der Großherr oder der Großvezier hierin den Vorsitz, doch entscheidet

immer die Stimmenmehrheit. Aus der Beschaffenheit der Mitglieder des Divans geht hervor, daß er entweder von der Partey des Sultans oder des Ulema geleitet werde, und daß er daher zur Beschränkung der wechselseitigen Macht dieser beyden Staatskörper dient.

Was für große politische Einsichten man von den Ministern der Pforte erwarten kann, zeigt die Art, wie sie zu ihren hohen Aemtern gelangen. Sie steigen aus dem niedrigsten Staube bis zu den höchsten Würden empor; doch nicht etwa durch große Talente oder Kenntnisse, sondern durch kleinliche Ränke und niedrige Schmeicheley ihrer Patrone.

Zu Pera giebt es eine Erziehungsanstalt, welche man Galatu Serai nennt, und in der Jünglinge zum Dienste des Sultans erzogen werden. Diese Schule hat verschiedene Classen, in denen die Schüler nach ihren erworbenen Kenntnissen fortrücken; allein diese Anstalt ist sehr schlecht, und ausser den Söhnen der Personen, die zum Serail gehören, wenig besucht. Ueberhaupt fragt man im Serail wenig nach Erziehung, und jedermann kann jede Stelle durch Ränke und Bestechung erlangen.

Sämmtliche Beamte der Pforte heißen Sclaven des Sultans, dem nach ihrem Tode ihre Güter anheim fallen, und der ihr natürlicher Erbe ist. Ihre Nachkommen haben also nicht den geringsten Vorzug, ausser daß sie zufälliger Weise von der Bekanntschaft des Großherrn einen Vortheil ziehen können, oder daß sie von ihren Aeltern in die Schule des Serails gebracht werden.

Da alle Einrichtungen in dem türkischen Reiche militärisch sind, so datirt auch der Großherr noch alle öffentlichen Befehle von seinem kaiserlichen Steigbügel, als ob er noch in der Mitte seines Lagers regiere. Die Provinzen werden von Paschas regiert, deren Würde militärisch, und die mit der ganzen Gewalt des Großherrn bekleidet sind. Ehemals war ihre Unterwürfigkeit gegen die Pforte unbegränzt; kam ein Capidschi-Baschi von Constantinopel, welches eigentlich ein Kammerherr des Sultans ist, und überbrachte einem Pascha die seidene Schnur mit dem Befehle: der Großherr wolle seinen Kopf haben; so küßte der Pascha den Befehl und die Schnur, brachte seine Angelegenheiten in Ordnung und ließ

sich durch seine eigenen Diener erdrosseln, worauf der Capidschi-Baschi den Kopf dem Großherrn brachte. Heutzutage fürchten die Paschas wenig von der Rache des Sultans; ja statt des Gehorsams treiben viele mit der Macht desselben ihr offenbares Gespötte und sind nicht selten in offenem Aufruhr gegen ihn begriffen. Heutzutage würde das Zuschicken einer Schnur die gehoffte Wirkung nicht nur allein nicht haben, sondern der Großherr und der Ueberbringer würden die Folgen bitter empfinden. Jetzt ein solcher Befehl nach Bagdad, Haleb, Akri, oder einem andern Pascha zugeschickt, würde die Pforte in den blutigsten Krieg verwickeln, und der Ueberbringer würde wenigstens ohne Ohren wieder zurückkommen. Uebrigens besitzt der Sultan die uneingeschränkteste Macht über das Leben seiner Unterthanen, und übt die peinliche Gerichtsbarkeit ohne Untersuchung und ohne alle Förmlichkeiten willkührlich aus, oder läßt sie durch seine Veziere vollziehen.

Ueber das Vermögen seiner sämmtlichen Beamten hat der Großherr ein uneingeschränktes Recht; was aber das Vermögen seiner Unterthanen betrifft, so ist er mehr durch die

Gesetze beschränkt: doch kostet es ihn keine Mühe dieselben zu umgehen. Rücksichtlich des Privateigenthums z. B. Häuser, Grundstücke u. s. w., die jemand durch Erbschaft an sich brachte, ist es zuweilen für den Sultan gefährlich, die Gesetze zu verletzen; allein ist er darnach lüstern, so wählt er einen kürzern Weg und läßt den Eigenthümer ermorden und gegen ein solches Verfahren wagt niemand Einwendungen. Ueberhaupt ist es sehr gefährlich reich zu seyn; denn je reicher der Mann, desto unsicherer ist sein Kopf, und es können zu jeder Zeit Vorwände und angebliche Verbrechen aufgefunden werden, um den Unterthanen Leben und Vermögen zu rauben, oder sie wenigstens zu Grunde zu richten. Sicherer ist das Vermögen der Paschas in den Provinzen, als dieß bey den Vezieren in Constantinopel der Fall ist.

Das Gesetzbuch des bürgerlichen und peinlichen Rechts ist der Koran, der zugleich die Satzungen der Religion enthält. Aus demselben wurde ein Auszug gemacht, der das bürgerliche Recht begreift, und die Multeka heißt. Unter Mahomet II. trug Molla Kus-

reb die Materialien, den Gottesdienst und die öffentlche Rechtsverwaltung betreffend, in ein allgemeines Gesetzbuch zusammen, welches Du-rer, d. i. Perle, heißt. Da aber darin manche Punkte des Gottesdienstes und der Moral nicht hinlänglich nach der Lehre der alten Imans erkläret waren, so machte Scheick Ibrahim Haleby unter Soliman I. eine andere Sammlung, welche neben dem Texte auch alles enthält, was die Imans der drey ersten Klassen behauptet haben. Ueberdieß giebt es noch mehrere Sammlungen von Fetwas der berühmtesten Muftis, welche zusammen eine Sammlung von Gesetzentscheidungen ausmachen, die mehr als hinlänglich zur Belehrung der Richter wären. Da aber diese Richter weder an vorhergehende Aussprüche, noch an Entscheidungsgründe gebunden sind, sondern lediglich ihrem Gutdünken folgen, so sind ihre Urtheilssprüche um so willkührlicher, je verwickelter die Gesetzesentscheidungen durch verschiedene Auslegungen gemacht werden. Die ungerechten Entscheidungen der Richter in der Türkey sind zum Sprichwort geworden, und sie besitzen öfters eine außerordentliche Gewandtheit, die vorliegenden Fälle zum Vor-

theil derjenigen zu drehen, von denen sie bestochen sind. Viele lustige Geschichtchen der Art liefern gemeiniglich den Comödianten, welche in den Kaffe- oder Privathäusern, aber ohne Verkleidung und ohne Dekoration, spielen, zu ihren Comödien den Stoff.

Noch verdient die Art der Appellation an den Großherrn hier bemerkt zu werden, die jedermann, der wegen Bedrückung oder Ungerechtigkeit gegen irgend einen Beamten zu klagen hat, er mag nun Christ, Mahometaner oder Jude seyn, ergreifen kann. Der Bittsteller findet sich bey solchen Gelegenheiten mit einem Stück von einer Matte, das angezündet ist, auf dem Kopfe, in der Nähe der Moschee ein, nach welcher der Sultan geht; sogleich hält er auch seine Bittschrift in die Höhe, welche ein Beamter, dessen Geschäft es ist, nimmt, und sie in einen hiezu bestimmten Beutel steckt.

National-Charakter und Kleidung der Türken.

Kennt der aufmerksame Beobachter die Religion und die Regierung eines Volkes, so

wird er mit geringer Mühe auf seine Sitten schließen können. Religion und Regierung, diese beiden Grundpfeiler des menschlichen gesellschäftlichen Zusammenlebens, sind die ersten Schwungfedern der Cultur und der moralischen Vollkommenheit, auf welcher stehend ein Volk erscheint. Zeigt die Religion dem Menschen den Weg, auf welchem fortschreitend, er möglichst vollkommen, der göttlichen Idee entsprechend, seiner Bestimmung näher kommen kann, so muß ihm die Regierung die Mittel darreichen, und sein Streben nach Vollkommenheit durch zweckmäßige Anstalten unterstützen. Religion und Regierung sind die Wiege der Künste und Wissenschaften, sie beide sind die Sonne, von der erwärmt die edlen Keime aus der menschlichen Brust hervorsprossen, und zur schönen Blüthe sich entfalten. Wo fand die Kunst zu allen Zeiten den würdigsten, erhabensten Stoff, als in der Religion? wodurch wurde ihr die Darstellung des Uebersinnlichen, des Unendlichen und Göttlichen, am Endlichen möglich, als durch Religion? Durch den schön bildnerisch ästhetischen Polytheismus der Griechen und Römer entstunden die großen Meisterstücke griechischer

Kunst, und auffallend zeigt sich hier die Harmonie zwischen beiden. Polytheismus hatte mehr Reales, Plastisches; ihm entsprechen auch die großen Meisterstücke derselben Zeit. Ruhenden, geformten Gestalten ist Leben und Handlnng verliehen, und immer unerreichbar sind sie bis jetzt Muster der Kunst. Innere Anbetung der Gottheit selbst, als des höchsten Wesens, und nicht ihrer Wirkung und der Kräfte der Natur, ist das Christenstenthum die höchste Verklärung des idealen Elements aller Religion. Nicht schafft sie kühne Gestalten, die Kräfte der Natur vergötternd, und umgiebt sie mit Körpern, die dem Materialen sich annähernd, menschlichen Schwachheiten unterworfen, bis zum Unsinn ausarten können. Sie erfaßt über der Schöpfung den Schöpfer selbst, und lebt und besteht im Geiste fort. Wie die Religion so die Kunst. War im Alterthum die mehr reale Bildung vorherrschend, so ist es in der neuen Zeit die mehr ideale Mahlerey, und die Musik, der Idealismus der Kunst im seelischen Elemente.

Doch vermag auch die vollkommenste Religion die große Aufgabe des Fortschreitens

zur höchsten geistigen Ausbildung der Völker nicht zu lösen, bietet ihr die Regierung nicht schwesterlich die Hände. Nur unter der heiligen Aegide vernunftgemäßer Freyheit kann das Gute gedeihen. In der alten Zeit konnte nur Sparta einen Leonidas, und Athen einen Kodrus erzeugen. Nur in dem Lande der Freyheit besang Homer seine Helden, ließ Sophokles seine ernsten Gestalten über die Bühne wandeln, ergötzte der Witz und die Laune eines Aristophanes, und ertönten die Lieder einer Sappho. Begünstigt von Freyheit theilte ein Thales seine Spekulationen als ein neugeschaffenes Lehrgebäude mit, und brach die Bahn zur Ausbildung der philosophischen Systeme, und wenn auch gleich der attische Pöbel von fanatischer Wuth aufgereitzt, einen Sokrates zum Giftbecher verdammen konnte, so traten doch ein Plato und Aristoteles in demselben Lande kühner und kräftiger hervor. Die Freiheit sank, und mit ihr verschwand das begeisternde Streben nach Wahrheit und Wissen, mit ihr gieng der hehre Geist zu Grunde, der sonst so hohe Gestalten aus rohen Massen erschuf; und was sich noch uuter den schwachen Regenten Ost-

Roms bis in das Mittelalter erhielt, war kaum ein leiser Nachhall schöner, verklungener Zeiten. Im Westen stürmten Barbaren über die durch Laster aller Art entnervten feigegewordenen Römer, die schon lange ihre Freyheit verlohren, bis zum Spiele der blutbefleckten Laune grausamer Tyrannen herabgesunken waren. Sie konnten den rohen, aber kräftigen Heldenstämmen, die von Norden über sie herbrachen, nicht widerstehen. Das dort schon ausgebreitete Christenthum war nicht im Stande, alle rauhen Seiten dieser kräftigen Nordlands-Söhne zu vertilgen; wenn gleich sein Einfluß ihre Sitten unverkennbar milderte. Ein an Macht sehr beschränktes Oberhaupt war ein schwaches Band, um das sich eine Anzahl von Herren sammelte, deren einzige Beschäftigung Krieg und Jagd war, ja! die es weit unter ihrer Würde fanden, sich mit den edleren Wissenschaften oder Künsten zu beschäftigen, und Künste und Handwerke durch ihre Knechte treiben ließen. Sie lebten nicht in einem bürgerlich gesellschaftlichen Staatsverbande; sondern einzeln war jeder ein freyer Mann für sich, in seinem Hause der unumschränkte Gebieter, und nur selten bei Na-

tionalfesten, oder im Kriege, war das Volk versammelt. Das Zusammenleben in Städten war der erste Grund der gänzlichen Umgestaltung der Dinge. War bisher ein Oberhaupt an der Spitze, dessen Macht sehr beschränkt, beynahe lediglich im Kriege nur geltend war, so bildeten sich jetzt kräftige Regierungen. Unter milden und weisen Regenten fand die persönliche Freyheit Schutz und Künste und Wissenschaften durch sie Unterstützung und Aufmunterung, und so wurden die schönen Bande des geselligen Lebens geschlungen, deren sich die europäischen Völker erfreuen.

Doch wenden wir unsere Blicke auf die Türkey, dem Lande der Sclaverey. Von allen dem, was das Leben durch Geselligkeit verschönert, ist dort nichts zu erblicken. Der Großherr ist Sclave einer tyrannischen Regierung. Die Tyranney verträgt sich nicht mit dem geselligen Zusammenleben, sie verbannt allen Frohsinn aus den Zirkeln; denn sich hassenswerth fühlend, glaubt sie überall Feinde zu sehen, und mit unruhigem Späherblick dringt sie in das Innerste von Familien, und reißt ihre Opfer aus dem Kreise ihrer Ange-

hörigen. Ihre schändlichen Werkzeuge sind Delatoren, die überall umherschleichen, und um das Glück ganzer Familien oft nur augenblickliche, vorübergehende Vortheile erkaufen. Wo eine solche Schurkenbrut von geheimen Bütteln ihr Unwesen treibt, muß das gegenseitige Zutrauen verschwinden, und mit zweifelhaftem und ängstlichem Sinne der Bruder den Bruder, der Nachbar den Nachbar entfernt halten. Dieß ist das Bild der türkischen Geselligkeit, daher ihr verschlossenes Wesen. Auffallend zeigt sich ihr beständiges Mißtrauen in den Kaffeehäusern. Kömmt der Türke ins Kaffeehaus, so setzt er sich unbekümmert um die anwesende Gesellschaft, trinkt seinen Scherbet oder Kaffee, raucht gedankenlos seinen Tabak und verläßt dasselbe sehr oft wieder, ohne auch nur ein Wort gesprochen zu haben. Zu ihren Belustigungen gehören vorzüglich die in Kaffeehäusern und auf Verlangen des Hauseigenthümers auch in Privathäusern herumziehenden Gauckler und Comödianten, welche ohne Verkleidung und ohne Decoration Burlesken und Fratzen den Schaulustigen darstellen; oft sind es nur diese, durch die das geheimnißvolle Schweigen in den Kaffeehäusern unterbrochen

wird. Die Trunkenheit verabscheuen sie, da der Koran dieselbe als eines der größten Laster erkläret; und wirklich ist dieser Abscheu vor dem Trunke sehr heilsam, denn ein betrunkener Türke wird ein Rasender, der seiner nicht mächtig, nur die empörendsten Greuel begehet. Da sie sich für die Lieblinge Gottes, für das auserkohrne und erste Volk der Welt halten, so ist ihr Stolz unbegränzt und fällt bey verschiedenen Gelegenheiten ins Lächerliche. Gleich groß ist ihr Aberglaube, und dennoch beehren sie jeden, der nicht Türke ist, mit dem Titel eines abergläubischen Menschen. Proselyten zu machen scheuen sie keine Aufopferungen; dieses benützen öfters leichtfertige Christen, bereichern sich auf ihre Kosten und kommen in großes Ansehen. Im Jahre 1817 traten zwey Franziscaner Mönche zum Mahometanismus über; einer bereute bald diesen Schritt und wollte entfliehen, verlor aber über diesem Versuche seinen Kopf; der andere befindet sich sehr wohl, er steht bey den Türken in dem Rufe der Heiligkeit und ist als ein heiliger Prophet in großem Ansehen bey ihnen. Ein Hauptzug ihres Charakters ist der Zorn; werden sie hiezu gereizt, so

sind sie grausame und unversöhnliche Bestien. Eine Hauptursache ihrer Trägheit und ihrer Arbeitsscheue ist die Unsicherheit des Eigenthums; denn wofür soll der Mann erwerben, wenn es sogar gefährlich ist als ein reicher Mann bekannt zu seyn. Sie leben in Vielweiberey und halten ihre Frauen in Harems verschlossen.

Verdankt der Europäer einen großen Theil seiner Verfeinerung dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte; ist es dieser Umgang, welcher in der Brust des Mannes edlere Leidenschaften und sanftere Freuden erzeugt, welche die Zierde der geselligen Zirkel sind; so erstickt die Vielweiberey alle die feineren und edleren Gefühle. Der Türke, der mehrere Weiber haben darf, sieht sie blos als Werkzeuge zur Befriedigung seiner sinnlichen Lust an; seine Liebe ist Sinnenrausch und Lüstetaumel ohne Freundschaft und ohne Achtung: und nur deßwegen besucht er seine Frauen. Da diese selbst beständig verschlossen, von Sklavinnen und unwissenden Weibern umgeben, und von Verschnittenen bewacht, in ihren Harems leben, so ist es sehr leicht zu erklären, daß sie wenig Geistesbildung besitzen,

und unwissend und geistlos ihr einsames Leben dahin führen. Moralische Tugend und Verstandesbildung ist bey ihnen nicht zu finden, und es fehlt ihnen nur an Gelegenheit, ihren Männern untreu zu werden; bietet sie sich aber dar, so lassen sie sie nie ungenützt vorüber gehen, und fast allemal geschieht der Antrag von Seite der Frau, der aber mit vieler Gefahr verbunden ist, denn selbst die gemeinste sittenloseste Mahometanerin wird, wenn sie mit einem Christen beysammen gefunden wird, in einen Sack gesteckt, und ertränkt; die Mannsperson wird ermordet, ausgenommen, wenn er die mahometanische Religion annimmt, und selbst dieses rettet nicht allemal beider Leben. Man sollte glauben, von der Gefahr überrascht, und von einem solchen Schicksale getroffen zu werden, sollte selbst den leisesten Versuch zur Untreue verhindern, aber demungeachtet hascht die Mahometanerin begierig nach der Gelegenheit, ihre Lüsternheit zu befriedigen, und man hat Beispiele, daß sie fremde Mannspersonen in ihre Harems gelockt, und sie darin verborgen haben, die sie dann nicht wieder herausließen, bis sie ganz entnervt und zu Grunde gerichtet waren; dann

ließen sie solche durch ihre, ihnen ergebenen, und von ihnen durch Geschenke gewonnenen Verschnittenen ermorden, und ins Wasser werfen. Selbst ich habe die Erfahrung gemacht, wie sehr die türkischen Frauen mit dem größten Leichtsinn ihre Anträge machen. In der Nähe des kaiserlich österreichischen Gesandschafts-Pallastes zu Bujukdere hatte auch ein hoher Staatsbeamter der Pforte ein Sommerpallais, worinn seine Frau und seine Concubinen waren. Der Herr war wegen einer Geschäftsreise abwesend, und diese Gelegenheit wollte die Dame benützen, mich mit ihrer unzarten Gunst zu beglücken. Täglich kam ein zu ihrem Dienste bestimmter Verschnittener zu mir, der mich unter den lockendsten Versprechungen einlud, seine Gebieterin zu besuchen.

Bey den Türken ist die Ehe ein bloßer bürgerlicher Vertrag. Die Frauen erhalten keine Aussteuer, wohl aber setzt ihnen der Mann in dem Vertrage, der vor einem Richter abgeschlossen wird, eine bestimmte Summe aus. Man kennt zweyerley Arten von Heirathsverträgen, nämlich den Nikiah und den

Kapin. Der Nikiah ist die eigentliche rechtmäsige Heirath und jeder Türke darf nach dem Koran nur vier solche Weiber haben. In diesem Vertrage ist eine gewisse Summe angegeben, die die Frau, im Falle der Scheidung, oder bey dem Tode des Mannes erhalten soll. Der Kapin ist eine bloße Uebereinkunft, eine gewisse Zeit lang mit einander zu leben, wofür das Weib eine durch diese Uebereinkunft bestimmte Summe erhält. Die Ehescheidung kann von beyden Theilen verlangt werden und ist keinen Schwierigkeiten unterworfen. Verlangt die Frau die Scheidung, so geht sie vor einen Richter und sagt folgende Formel: **Nikia-hum khalal, bashum uzad** (da ich meine angeheirathete Summe aufgegeben habe, so ist mein Kopf frey). Will der Mann getrennt seyn, so wiederholt er dreymal eine ähnliche Formel vor einem Richter, und die Ehe ist getrennt; die von ihm geschiedene Frau darf der Mann nur dann wieder heirathen, wenn er sich vorher einer sonderbaren, unanständigen und höchst unsittlichen Ceremonie unterworfen hat.

Obwohl die Türken keineswegs an eine Frau gebunden, und ob sie gleich durch den

Kapin hinlänglich in den Stand gesetzt sind, ihren rohen Trieben nach Gefallen zu fröhnen, so sind sie doch einem empörenden unnatürlichen Laster sehr ergeben; vielleicht ist es eben die Vielweiberey, die ihnen Eckel und Ueberdruß verursacht. Nicht geheim und im Verborgenen überlassen sie sich diesem schändlichen Gelüste; nein, öffentlich gehen in den Straßen von Constantinopel Schandbuben von 12 bis 19 Jahren, unten in Weiberröcke gehüllt, umher, und bieten ihren Leib zur Befriedigung hündischer Wollust feil.

Die Türken sind im höchsten Grade neugierig, ohne etwas Besseres lernen zu wollen, denn nach ihrem Dünkel sind sie ja ohnehin das vollkommenste Volk, obschon roh, ungebildet, grob und unerfahren. Nur diejenigen, die sich dem Priesterstande oder dem Dienste des Sultans widmen, erhalten einige Bildung in schlechten Lehranstalten, die kaum diesen Namen verdienen, und von denen ich später handeln werde.

In ihren Zimmern ist kein Möblement, wie dieses bey uns eine Zierde derselben und

eine bedeutende Quelle des Luxus ist. Eine einzige niedere breite Bank, die mit Rohrmatten oder Polstern belegt ist, läuft an den Wänden des Zimmers umher; diese ist die Schlafstelle, und auf sie setzt sich, oder vielmehr kauert der Türke mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen. Doch anders ist es in den Häusern der Vornehmen, in denen oft, und fast durchgängig verschwenderische Pracht im ächt orientalischen Sinne herrscht.

Wein und Brandwein zu trinken verbietet den Türken der Koran; doch halten sie sich nicht sehr an dieses Gebot, und wenn sie allein und nicht beobachtet sind, begeistern sie sich gerne mit einem guten Glas zyprischen Wein. Scherbet ist ihr vorzüglichstes Getränk; er wird aus Wein oder Syrup gekocht. Mehr als die Russen und Polen den Brandwein, lieben die Türken den Kaffee und den Tabak. Beständig gehen sie mit brennenden Pfeifen herum, und aus Liebe zum Tabak sind sie mit dem Feuer sehr unvorsichtig; denn bey heiteren Abenden sitzen sie häufig in den Straßen um hell auflodernde Feuer vor den Kaffeehäusern, welche Feuer sie nur unterhalten, um ihre

Pfeifen anzuzünden. Kein Wunder, daß Constantinopel, dessen Häuser durchgängig von Holz gebaut sind, so häufigen Feuersbrünsten ausgesetzt ist; ihr Tabak und die Art, wie sie ihn rauchen, ist aber für einen Raucher der einzige Genuß in seiner Art. Den Kaffee kann man wohl nirgends besser als in der Türkey trinken; denn erstens sind sie in dem Besitz des an sich schon vortrefflichen arabischen Kaffees, der zu Land durch die ganze Türkey verführt wird; dann ist ihre Art, ihn zuzubereiten, meines Erachtens sehr zweckmäsig. Sie stoßen ihn in einem eisernen Mörser zu dem feinsten Staub, dann thun sie ihn trokken in einen Topf, lassen ihn über einem gelinden Feuer oder heißer Asche so lang warm werden und schütteln ihn öfters um, bis er einen lieblichen Geruch von sich giebt; dann gießen sie kochendes Wasser oder Absud von dem zuletzt gekochten Kaffee, den sie vorher haben setzen lassen, darüber, und lassen ihn noch länger beym Feuer stehen, bis sich oben ein weißer Schaum zeigt, kochen darf er nicht, sondern nur leicht aufwallen; sodann gießen sie ihn zwey bis drey Mal hin und her aus einem Topf in den andern, und es dauert nicht

lange, so wird er hell; oft trinken sie ihn doch ganz dick. Mehrere gießen einen Löffel kaltes Wasser hinein, um ihn schneller hell zu machen, andere legen ein in kaltes Wasser getauchtes Stück Tuch auf den Topf.

Eine von den Türken sehr geliebte Speise ist der Pillau; er besteht aus Reis, der in der Suppe von Hühnern, oder von Fleisch, ganz dick und fest gekocht wird. Sie genießen mehr Schaaf- als Rindfleisch, häufig aber werden Hühner mit Pillau gegessen. Ihr Brod bereiten sie aus Roggen oder Waizenmehl, in der Form von Kuchen, die sie in heißer Asche, oder auf dem warmen Heerde backen. Diese Kuchen müssen beynahe durchgängig die Stelle der Teller versehen, so wie sich die Türken, da sie keine Suppe genießen, stets der Finger statt der Löffel, Messer oder Gabeln bedienen.

Täglich reitet der Janitscharen-Aga in Constantinopel von mehreren Janitscharen begleitet umher, und untersucht das Brod in den Bäckerläden, die Gewichte der Krämer, die verschiedenen Mässereyen, kurz er nimmt

Polizey-Visitationen vor; die strafbar Befundenen straft er sogleich, und läßt ihnen die Bastonade, d. i. eine gute Anzahl Hiebe mit Ruthen, die wie kleine Spazierröhrchen sind, auch öfters mit derley Röhren auf die Fußsohlen geben; haben sie am Gewicht betrogen, so läßt er sie auch mit einem Ohr an ihre Läden annageln, wo sie einen halben, auch oft einen ganzen Tag stehen bleiben müssen. Die Marter dieser Bestraften wird durch das Ungeziefer, nämlich durch Mücken und Wespen, die sie beständig quälen, noch unbeschreiblich vermehrt. Bey wiederholten Ertappungsfällen, und auch so schon, hat man öfters Beispiele, daß solche Polizeyvergehen mit dem Tode bestraft wurden, und ein solcher Betrüger seinen Kopf verlohr. Ueberhaupt braucht man sich in der ganzen Türkey um eine gute Anzahl Prügel nicht viel Mühe zu geben, sie sind überall sehr leicht zu bekommen.

Wenn der Grosherr auf die Strasse kömmt, so muß sich jedermann, der ihn zu Gesicht bekömmt, auf die Erde niederwerfen, und den Boden küssen; doch da er beständig incognito in den Strassen umhergeht, so ge-

schieht dieses selten, Freytags ausgenommen, da er sich in eine Moschee, dem Gottesdienst beizuwohnen, im feierlichen Zuge, begiebt. Ihm muß alle Jahre eine Jungfrau zum Tribut gebracht werden, und er hat bereits über 800 Weiber in seinem Harem.

Unverkennbar zeichnet die Türken eine angeborne natürliche Gutmüthigkeit aus, und jeder Franke wird von ihnen zuvorkommend aufgenommen. Aus Vorurtheil behandeln sie aber die von ihnen unterjochten Völker nicht so wie die Franken; sondern weil sie sie verachten, betragen sie sich als ihre Herren sehr übermüthig gegen sie. Werden sie nicht gereizt oder von ihren fanatischen Priestern verführt, so sind sie die friedfertigsten besten Menschen. Ich habe hinlänglich Ursache, ihre Gastfreundschaft im hohen Grade zu rühmen, und jeder Franke wird diese Erfahrung machen; denn ungebeten bewirthen und beherbergen sie jeden Reisenden. Doch nicht so halten sie es mit den christlichen Unterthanen der Pforte, die sie feige Sclaven oder Hunde nennen. Finden sie einen erkrankten Wanderer, so bringen sie ihn sogleich in ihre Wohnung

und pflegen seiner (Pestkranke ausgenommen), und Viele verdanken ihr Leben einer solchen mitleidigen Aufnahme. Welch ein Unterschied zwischen einem Türken und einem sogenannten Christen zu A., der wegen einem halben Gulden Jemanden den Reise-Paß zurückhalten lassen wollte, da der bey ihm wohnende Fremde ihm vorher eine nicht unbedeutende Summe für eine elende Wohnung gezahlt, und billig diese 30 Kreuzer hätte abziehen dürfen. Sind diese Gutmüthigkeit, diese Gastfreundschaft und dieses zuvorkommende Mitgefühl gegen Kranke nicht offenbare Spuren besserer Naturen? Wird es hiedurch nicht auffallend deutlicher, daß nur die barbarische, keines Fortschreitens fähige türkische Regierung und Priesterschaft Schuld ist an den Lastern die Unterthanen? Nimmt man die Offenheit und Billigkeit der Türken im Handel, ihren natürlich fruchtbaren Verstand in Betrachtung; so wird sich in unserm Busen eher ein Gefühl des Mitleids regen, als Haß und Verachtung diese zur Knechtschaft und Unwissenheit von ihren Obern bestimmten Unglücklichen treffen; ihre Regenten, ihre Priesterschaft und ihre fluchwürdigen, von den Obern mit aller Aufmerksamkeit be-

wachten unsinnigen Gebräuche werden uns aber in ihrer ganzen Häßlichkeit erscheinen und diese werden unsere Verwünschungen treffen.

Die Kleidung der Türken ist orientalisch und besteht in färbigen Stiefeln, vielmehr Strümpfen von Saffian, über welche sie Pantoffeln tragen, die sie jedes Mal ausziehen, sobald sie sich auf eine Bank setzen; in ungeheuer weiten Beinkleidern, die unten mit einem Zuge zusammengezogen werden; auf dem Leibe tragen sie färbige seidene oder baumwollene Hemden, über welche die Beinkleider mit einem Zuge oberhalb den Hüften festgebunden werden. Den Hals und die Brust tragen sie blos. Um den Leib haben sie eine rothe Binde oder Schärpe von Seide oder Casimir, in welcher ein Paar Pistolen und ein Dolch stecken. Das Oberkleid, von den Türken Kaftan genannt, ziehen sie, wie wir die Röcke, über die Arme und Schultern an; es ist ein weiter langer Rock, größtentheils von feinem rothen Tuche; der Schnitt desselben entspricht dem unserer Schlafröcke; größtentheils tragen sie ihn offen, bey kühler Witterung schließen sie ihn aber mit einer Binde um die Hüften. Ueber

dem Kaftan tragen sie gewöhnlich noch einen weiten mantelartigen Rock mit weiten Aermeln mit Pelz verbrämt, und öfters über diesen noch ein ähnliches weiteres Gewand. Ihre Kopfbedeckung ist der Turban; er besteht aus einem rothen Käppchen, oder aus einer hohen dunkelblauen Mütze, oben mit breitem Boden gleich einem französischen Tschako; um das Käppchen oder die Mütze ist unten ein färbiger oder weißer Schawl von Seide, Baumwolle, oder auch Wolle, um den Kopf gewunden. Die Kopfhaare tragen sie gänzlich abrasirt, nur auf dem Scheitel steht ein ganz kleiner Büschel. Die alten Männer tragen lange, ungeschorne Bärte, jüngere Türken hingegen sind rasirt und tragen Backen- und Knebelbärte, welches letztere sie den Franken nachmachen.

Die Türken sind große, robuste, wohlgebaute, schöne Menschen, von frischer Gesichtsfarbe mit gefärbten rothen Wangen; ihre Haut ist sehr weich, besonders aber zeichnen sich hierin die Frauenzimmer, die fast durchgängig sehr schön sind, vorzüglich aus. Ihre Kopfhaare sind fast durchgängig schwarz, doch

giebt es auch viele mit blonden Haaren, selten aber sind rothe zu sehen. Ihre Gesichtsbildung ist edel, (doch zeichnen sich Viele durch ein wildes ernstes Wesen aus,) rund und vollwangigt, ihre Augen sind lebhaft und feurig.

Die Frauen tragen lange, schwarze oder dunkelblaue Kleider und gleich den Männern färbige Stiefeln, oder eigentlich Strümpfe von Saffian. Vom Haupte herab hängt über dem halben Leib ein großer weißer Schleyer, der ihre Reize den Blicken der Neugierigen verbirgt. Ihr Wuchs ist ausgezeichnet schön. Selten kommt eine Türkin auf die Straße, und daher nie, ohne von Verschnittenen begleitet zu seyn. Da sie beständig in ihren Harems, und wenn sie dieselben verlassen, in dichte Schleyer verhüllt sind; so ist es immer ein bloßer Zufall, der ihre Reize enthüllt; ist der Zufall aber günstig, so erblickt der Beglückte immer eine ganz vorzügliche Schönheit.

Noch ist zu bemerken, daß bey den Türken die grüne Farbe für heilig gehalten ist, und daß nur die Nachkommen Mahomets, oder die Verwandten derselben diese ausschlies-

send tragen dürfen. Sie machen besonders zu Haleb ein sehr mächtiges Corps aus und genießen unter dem Nakibb, ihrem von der Pforte ernannten Oberhaupte, besondere Freyheiten.

Die Kriegsmacht der Türken.

Die Militärmacht gründete das ottomannische Reich; alle Einrichtungen desselben sind militärisch, jeder Muselmann ist bewaffnet, und man sollte billig glauben, daß die türkische Heeresmacht sehr ansehnlich und furchtbar seyn sollte. Sie, sonst der Schrecken der ganzen Christenheit, ja aller Völkerschaften der damals bekannten drey Erdtheile, würde heutzutage durch eine mittelmäßige disciplinirte europäische Armee gänzlich geschlagen und vernichtet werden.

Die Völkerschaften Europas schritten vorwärts, systematischer und kräftiger sind ihre Einrichtungen, alles in den Staaten ist wohlerwogen, die Frucht des regen Nachdenkens, und so wie in allen andern schritten sie auch in der Kunst, Krieg zu führen, vor. Die Türken blieben nicht nur allein stille stehen, son-

dern giengen vielmehr zurück. Bey der Entstehung und bey der Ausbreitung ihres Reiches waren sie ihren Gegnern nicht nur allein wegen ihrer Menge weit überlegen, sondern sie waren ihnen auch wegen ihrer innern Einrichtung furchtbar. Die Politik der damaligen Völkerschaften war nicht so wie heutzutage alles beobachtend und umfassend; einzeln und in ihrem Interesse getrennt stand jedes Volk für sich da. Das griechische Kaiserthum, über das sie zuerst herfielen, war durch Zänkereyen über religiöse Meynungen in Partheyen getheilt und im Innern zerrüttet; seine schwachen Regenten, die sich mancherley Ausschweifungen überließen, wurden von Weibern, Günstlingen und Priestern am Gängelbande geführt. Ein Reich, das so offenbar im Verfall war, konnte den mächtig anstürmenden Türken keinen Widerstand leisten. In Ungarn, dortmals noch Wahlreich, zogen die Magnaten ihre Privatangelegenheiten den Staatsangelegenheiten weit vor, und ob sie gleich Gelegenheit gehabt hätten, immer den Würdigsten auf den Thron zu setzen, so entschieden doch die Vortheile, welche die Großen erlangten, immer die Königswahl. Ladislaus, Ungarns König, voll Feuer und ed-

len Thatendurst hatte noch nicht vollkommen das zwanzigste Jahr erreicht, verwarf den weisen Rath seines tapfern und erfahrnen Feldherrn Johann Huniades, und stürzte sich durch Unbesonnenheit ins Verderben. Als der würdevolle und kräftige Johannes zum oströmischen Kaiser gewählt wurde, war von dem ganzen Reiche beynahe nichts mehr übrig, als Constantinopel. Ueberhaupt waren die dortigen Völker noch nicht zur Ordnung vorgeschritten, noch waren nicht alle Kräfte in gehöriger Thätigkeit, noch hatten sie kein geregeltes Finanzsystem, und ihre Art Krieg zu führen, da die Waffen im Besitz einer eigenen beynahe unabhängigen Kaste waren, die mit der Bevölkerung bey weitem in keinem hinlänglichen Verhältnisse stand, war kaum mit jener der Türken zu vergleichen. Trunken von ihren steten Siegen verachteten diese die Christen als Krieger so sehr, als sie sie wegen ihrer Religion gering schätzten. Ihnen wurde der Krieg zur Leidenschaft, und sie betrachteten ihn selbst als ein Mittel zur ewigen Seligkeit, und als einen sichern Weg das Paradies zu erlangen. Daher rührte ihre wilde Begierde, ihr Reich immer mehr zu vergrößern; daher

kam ihre große Ehrfurcht gegen den Soldatenstand, und deswegen suchten sie einen Ruhm darin, daß sie gehorchten und der Kriegszucht sich unterwarfen.

Erst unter Sultan Amurath dem Ersten wurde ein stehendes Heer gebildet. Als er seine Eroberungen von dem Hellespont bis an die Donau ausgedehnt hatte, beschloß er, sein Reich durch ein ständiges Heer zu beschützen und zu erhalten, das an Mannszucht gewöhnt, und durch besondere Vorrechte dem Dienste anhängig wäre. Er hob daher das fünfte Christenkind in seinem Reiche aus, das über fünfzehn Jahre alt war und übergab es zwey bis drey Jahre lang der Aufsicht von Landleuten, damit es an harte Arbeit gewöhnt und in der mahometanischen Religion unterrichtet würde.

Diese jungen Leute wurden dann in den Waffen geübt, und um sie an das Blutvergießen zu gewöhnen, mußten sie Gefangenen oder Verbrechern mit ihren Säbeln die Köpfe abhauen. War nun so in ihnen alles menschliche Gefühl erstickt, so wurden sie dem Corps

der Yenischeri (Yeni-Askaki, neuen Truppen) oder Janitscharen einverleibt, und machten den Kern des türkischen Heeres aus. Damals gab die Errichtung der Janitscharen der türkischen Macht ein entschiedenes Uebergewicht, da man in Europa eine solche Mannszucht nicht kannte, und sie das einzige stehende Heer waren. Lange blieben sie furchtbar; aber um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts hörte die türkische Macht auf, irgend einen Zuwachs zu erhalten, und schon dort zeigten sich Spuren ihres Verfalles, der seit der Zeit mehr und mehr zunahm, und nun ihren gänzlichen Untergang herbeyzuführen scheint.

Die Ursachen dieses Verfalls fallen in die Augen. Solche wilde Horden konnten nur durch Anführer in Ordnung erhalten werden, die von gleicher Wildheit wie sie waren; kaum aber verwechselten die Sultane die Beschwerden des Lagers mit den Ausschweifungen des Harems, so gehorchten auch schon die Janitscharen ihren Befehlen nicht mehr, und seit der Zeit sind sie dem Volke und der Regierung gleich fürchterlich. Oft schon brachen sie in offenen Aufruhr aus, und setzten den

Sultan, der ihnen des Thrones unwürdig schien, ab; fielen sodann über die Häuser des ruhigen Bürgers her, und Mord, Plünderung, Brand und Greuel aller Art waren das schreckliche Gefolge ihrer Wuth.

Der Sultan Mahmud, der den kriegerischen und unruhigen Geist dieser Truppen fürchtete, wollte dieses Corps erniedrigen und herabwürdigen. Er ließ die verworfensten und verächtlichsten Leute unter die Janitscharen anwerben und vermehrte dadurch zwar ihre Anzahl, allein ihr Werth sank in eben dem Verhältnisse. Viele der Neuangeworbenen waren wegen Feigheit, Diebstahl und anderer schändlicher Verbrechen gebrandmarkt, und man würde sie vormals mit dem größten Unwillen aus dem Dienste gestoßen haben; andere waren durch ihre Lebensart und durch die Betreibung der elendesten Gewerbe entkräftet, und nur der Name Janitscharen war das einzige Kriegerische, was sie besaßen. Man hat mehrfältige Versuche gemacht, sie auszurotten, und dies besonders in der jüngsten Zeit durch Einführung und Errichtung eines auf europäische Art exercirten Corps. Dem zuvorzukom-

men vereinigten sich die Janitscharen und beschlossen, keinen Muselmann mehr in ihr Corps aufzunehmen, ausgenommen einen Bemittelten und Angesehenen. Zu diesem Behufe errichteten sie eine sogenannte Schule der Janitscharen, in der jeder Neuangeworbene Probe- und Lehrjahre bestehen muß. In dieser sogenannten Schule beschäftigen sie sich, ausser dem Scheibenschießen, beynahe mit nichts.

Sie sind eingetheilt in den Sag kol und Sol kol, d. i. in den rechten und linken Flügel, in Ortas, welches sonst Kammern, hier aber Regimenter bedeutet, in Buluks und Seymens. Ihr Kommandeur und erster Offizier ist der Janitscharen-Aga, nach ihm kommen der Seymen-Baschi, Koul Kiaiassi u. s. w. Diese Namen und Formen beweisen nichts in Ansehung der taktischen Einrichtungen; denn es ist ein wesentlicher Charakterzug der türkischen Regierung, mit unnützen Formen und Einrichtungen überladen zu seyn.

Ich gab mir während meines Aufenthalts in der Türkey alle mögliche Mühe, genaue Nachrichten über die türkische Armee

einzuziehen, konnte aber aller angewandten Mühe ungeachtet, nur unbestimmte Angaben erlangen. Das Resultat meiner Nachforschungen theile ich hier mit:

Artillerie.

Topgis, Artilleristen sollen nach den Einrichtungen stets 18,000 Mann stark seyn, sind aber nie über	16,000
Gumbaragis oder Bombardiere	2,000
Artillerie	18,000 Mann.

Ich wohnte in Constantinopel öfters ihren Waffenübungen bey, und fand, daß sie unter der Leitung von Engländern und Franzosen eben nicht schlecht, sondern gut mittelmäßig exercirten. Sie werden beständig in den Waffen geübt.

Infanterie.

Janitscharen . . .	150,000
Diese sind in dem ganzen Reiche zerstreut, und beschäftigen sich mit allem, nur nicht mit den Waffen.	
Bostandgis oder Gartenwächter; sie bewachen den Pallast .	12,000
Mehtergis, welche die Zelte aufschlagen, und das Lager einrichten	6,000
	168,000

Transport	168,000
Truppen, auf europäische Art exerzirt und organisirt	8,000
Truppen aus der Moldau und Walchei	6,000
Levantis ader Seeleute; in Friedenszeiten ist ihre Anzahl sehr geringe, im Kriege sind sie höchstens . . .	50,000
Infanterie	232,000 Mann.

Reiterei.

Spahis, im regelmäßigen Solde höchstens	10,000
Serragis, zum Dienste der Infanterie und ihres Gepäckes; im Nothfall machen sie ein Reservecorps, und werden von den Paschas in den Provinzen angeworben	6,000
Zayms und Timarioten, Feudal-Truppen . . .	130,000
Gebegis, eigentlich Dzebedgys, (Waffenschmiede) die das Pulver, die Waffen und die Magazine bewachen, und gelegentlich als Reservekorps der Reiterey dienen; nach den Statuten sollen	
	146,000

	Transport 146,000
sie 30,000 Mann stark seyn, sind aber kaum . . .	10,000
Miklagis, die die Spahis begleiten	6,000
Seybans, die das Gepäcke der Reiterey bewachen . .	4,000
Freywillige mit ihren Pferden nie über	10,000
Reiterey	176,000
Artillerie	18,000
Infanterie	232,000
Gesammtmacht	426,000

Von dieser Summe aber müssen abgezogen werden:

die Levantis, die blos auf den Küsten, wo sich die Flotte befindet, gebraucht werden können	50,000
die Besatzung von Constantinopel, obwohl sie in Kriegszeiten geringe ist	20,000
Besatzungen in den Festungen und an den Grenzen in Europa und Asien	100,000
die Bostangis, wenn der Großherr nicht selbst mit ins Feld geht	12,000
Summa	182,000

Anzahl der Truppen die ins Feld rücken	244,000
Miklagis, und Leute, die den Großvezier die Beglerbegs und Paschas bedienen, fechten nie in einer Schlacht mit, sondern vermehren nur die Anzahl, man kann ihre Zahl annehmen auf	20,000
Ueberrest	224,000

Man kann daher annehmen, daß die Anzahl der dienstbaren Truppen sich selten, über 200,000 Mann beläuft.

Dieses war früherhin, da man ein Heer von Hunderttausend für kaum möglich hielt, eine furchtbare Macht; heutzutage, da man gewohnt ist, die Heere nach Hunderttausenden zu zählen, verschwindet ihre Furchtbarkeit, und man kann sie kaum zu den Mittelmächten rechnen.

Die türkischen Heere, bei denen so wenig Mannszucht herrscht, setzen ihr ganzes Ansehen auf die Menge ihrer Truppen, und übertreiben die Angabe ihrer Zahl gewöhnlich ungemein. Sieht man einen solchen Zug, so kann man auch sehr leicht durch die Unordnung, und durch die Menge des Gepäckes getäuscht werden; denn eine doppelte Anzahl

wohl organisirter teutscher oder französischer Truppen nimmt nicht den Raum eines türkichen Korps ein. Ich sah mehrere gegen Ali Pascha von Janina ziehende Abtheilungen, und erstaunte über die Menge des Gepäckes, das bis auf kleinliche Spielereien ausgedehnt war. Es fehlte nicht viel, daß nicht für jeden Krieger ein Wägen oder mehrere Packpferde oder Kameele nöthig gewesen wären.

Wird die Gefahr für die ottomanische Pforte dringend, so greift freilich die Regierung zu außerordentlichen Mitteln, und der Großherr erläßt einen Hatty-Sherif, d. i., eine Aufforderung an alle Muselmänner, die Waffen zu ergreifen, oder er pflanzt die Fahne Mahomets auf, zum Zeichen, daß der mahometanische Glaube in Gefahr ist. Nimmt die Regierung zu diesen außerordentlichen Mitteln ihre Zuflucht, so ergreifen freilich alle Türken die Waffen, und schwören, die Ungläubigen zu vertilgen, und führen sehr tapfere Reden; doch kömmt es zum Abzug, so verschwinden die meisten, in verborgene Schlupfwinkel, oder reißen während des Marsches aus. Weit gefehlt, daß sie sich in den be-

stimmten Sammelplätzen einfänden, sondern die Paschas laßen sie durch ihre Haustruppen und durch ihre Anhänger zusammenprügeln. Durch solche Maaßregeln wird zwar die Anzahl des türkischen Heeres ungemein erhöht, doch daß dasselbe hiedurch an Kraft nichts gewinnen kann, fällt in die Augen. Eine solche unbeholfene Menge führt den Keim seines Verderbens bei sich; diese undisciplinirte Massa ist durch sich selbst in allen ihren Bewegungen gehemmt, und wie läßt sich von zusammen getriebenen Landleuten und Professionisten Ausdauer, und Fügung in die militärische Ordnung erwarten. Da die Türken nicht allein mit den Waffen, sondern auch mit dem Feuer kämpfen; und es türkischer Kriegsgebrauch ist, alles, da wo sie sind oder hinkommen, zu verderben und zu verheeren, so kann Mangel in den türkischen Lagern nie lange ausbleiben. Hiedurch werden nun die türkischen Heere noch mehr demoralisirt, als sie es von Natur schon sind, und es muß einer gegen sie kämpfenden geringen Macht der Sieg über sie immer gelingen, wenn sie nur die Türken auf einem Platze längere Zeit hindurch in ihren Lagern unbeschäftigt zu erhalten weiß.

Ausser den regelmäßigen Truppen hatte sonst die ottomanische Pforte stets eine große Anzahl Tartaren zu ihren Hülfstruppen, doch dieses hat jetzt aufgehört, da die tartarischen Provinzen unter russische Herrschaft gekommen sind.

Das Einzige, womit die Pforte noch einigen Staat machen will, sind die Freiwilligen. Als sonst das ganze Volk noch von einem kriegerischen Geiste beseelt, und mit den Waffen bekannt war, machten diese Leute oft ein nützliches und sehr tapferes Corps aus; heutzutage bestehen sie aber größtentheils aus Gesindel, das eine plötzliche, schnell vorübergehende Begeisterung ergreift, oder die nur Raubsucht zum Kriegsdienste bestimmt. Viele die wegen früheren Prahlereyen und Großsprechereyen von ihren Nachbarn verspottet und lächerlich gemacht werden, schämen sich, zu Hause zu bleiben; viele suchen besondere Vorrechte und Geldvortheile zu erlangen und zu sichern, die sie dadnrch erhalten, daß sie zu einer Janitscharen-Orta gehören. Der größte Theil dieses Corps besteht aus Räubern und Gesindel, das unter dem Deckman-

tel der Kriegsdienste auf seinen Zügen blos plündert.

In Kriegszeiten ruffen die Mullahs und und Murzims von allen Minarets der Moscheen herab, daß es eine Pflicht aller guten Muselmänner sey, zu Felde zu ziehen, und gegen die Ungläubigen zu streiten; hiebey zählen sie zugleich sehr weitläuftig alle die Verbindlichkeiten auf, die den wahren Gläubigen hiezu verpflichten.

Hierdurch wird öfters ein junger Mann von einer augenblicklichen Begeisterung ergriffen, er nimmt ein Paar reichbeschlagene Pistolen, wenn ihm dieß sein Vermögen gestattet, (denn ihren Stolz setzen sie auf die Pracht und Kostbarkeit ihrer Waffen), einen mit Silber beschlagenen Säbel und einen Karabiner, setzt sich auf ein Pferd, und zieht fort, um die Ungläubigen zu bekämpfen, sie zu Mahometanern zu machen, und junge Mädchen für seinen Harem mit zurück zu bringen. Verläßt ihn die Begeisterung nicht schon unter Weges, und kehrt er nicht schon eher um, als er das türkische Lager erblickt, oder wenn er wirklich bei dem Heere angelangt ist, so ge-

schieht dieses doch gewiß, wenn er von Andern erfährt, welche Gefahr und Mühe es kostet, die Ungläubigen zu bekriegen, oder wenn er selbst einem Treffen beigewohnt, und gesehen hat, daß hier nichts zu holen sey, sondern blos Schläge ausgetheilt würden. Auf diese Art machen es die Freiwilligen in allen Kriegen. Auf ihrem Rückwege plündern sie die armen Bauern aus, und ermorden sie, wenn sie Christen sind, um zu Hause schwören zu können, sie haben so und so viele Ungläubige erschlagen. Die asiatische Infanterie ergreift zu Tausenden die Flucht, ob diese Truppen gleich größtentheils Janitscharen sind.

Die besten Militärs der Türken sind die europäischen, und unter diesen zeichnen sich die Einwohner von Bosnien, von Albanien, und von Croatien, überhaupt die Einwohner an den ungarischen Gränzen vorzüglich aus. Diese sind sehr kriegerisch, von Jugend auf in den Waffen geübt. Sie liegen beinahe stets mit einander selbst im Streit, oder sie plündern auf den Landstraßen. Doch auf diese kann sich die Pforte nicht verlassen, denn sehr oft sind sie im offenen Aufruhr, dann wird

sie von ihnen selbst bekriegt, da sie dann nur mit Mühe und durch Versprechungen und Geschenke im Stande ist, dieselben wieder zu beruhigen.

Der Angriff der Türken ist das Fürchterlichste in ihrer ganzen Art Krieg zu führen. Er ist in der That schrecklich für die, die ihn zum erstenmal sehen, doch wird er gehörig empfangen und abgehalten, so überfällt sie auch ein panischer Schrecken, und sie suchen ihr Heil in der Flucht. Zu ihrem Angriff müssen sie vorbereitet seyn; denn werden sie überrumpelt, so ergreifen sie sogleich die Flucht. So langsam ihr Marsch vorwärts geht, so schnell ist ihre Flucht. Sie überlassen dem Feinde ihr ganzes Gepäcke, ihre ganze Artillerie, und ihr Lager, das alle Bequemlichkeiten einer Stadt als Kramläden, Kaffeebuden u. s. w. enthält; denn diese Gewohnheit hatten sie schon, als sie noch als wandernde Horden herumzogen. Ueberdieß daß sie eine Abneigung gegen alle Verbesserungen haben, sind sie auch noch widerspenstig und aufrührerisch. Die Reiterey ist der einzige Theil der türkischen Armee, der den Namen Truppen verdient, diese aber hat die eigne In-

fanterie mehr, als den Feind zu fürchten, denn bei einer Niederlage feuert die Infanterie auf sie, um ihre Pferde zu bekommen und schneller entfliehen zu können.)

Die auf europäische Art exerzirten Truppen sind mit unsern Truppen keineswegs zu vergleichen. Ihr Exerziren ist eine plumpe Nachahmung des unsrigen. Die neugeworbenen Soldaten müssen mit der Muskete und dem Bajonette exerziren und einige Manövers machen. Sie sind nicht regelmäßig uniformirt, nur tragen sie keinen Kaftan, und haben kurze, jedoch sehr weite Beinkleider und Schuhe und Strümpfe. Statt des Kaftans tragen sie einen Spenzer, der bis über die Hüften herabgeht, und dem Dolmant der Husaren ähnlich, über die Brust herab hellblau breit vorgestoßen und mit hellblauen Schnüren geschlossen ist; an den Aermeln ist er bis an den Ellenbogen aufgeschlitzt, und mit vielen kleinen Knöpfchen geschlossen. Die Farbe des Spenzers wählt jeder nach seinem Geschmacke, und auf dem Kopfe tragen sie Turbane von verschiedener Farbe. Ihre Bewaffnung besteht aus Gewehren, die jedoch keineswegs Musketen, so wie bei uns sind, sondern

mehr unsern Jagdgewehren gleichen, auf welchen Bajonette, jedoch nicht so lang, als die unsrigen, angebracht sind. Da sie sich die Gewehre selbst anschaffen müssen, so verwenden sie auf ihre Verzierungen sehr viel, und viele derselben sind mit Silber oder Gold garnirt, und die Schäfte mit Perlmutter eingelegt. Sie tragen türkische Säbel an einer Kuppel um den Leib geschnallt, und kleine Patrontaschen, (Cartouche) an schmalen Riemen über die Schulter. Sie wohnen in Kasernen zu Pera und zwischen Haske und Galata, wo eine Kanonengießerey ist.

Ihr General ist ein Renegat, der vorher ein ungarischer Edelmann war. Ihre übrigen Offiziere sind Türken, die unter denen ausgewählt werden, die am besten exerziren. Nach einer weitern wissenschaftlichen, und einem Offizier so nöthigen Bildung wird nicht gefragt; und wie könnte dieß auch seyn, sie sind ja Türken. Ihre Kenntnisse erstrecken sich nicht weiter, als die unserer Gefreiten, die im Nothfalle auch zum Rekruten-Abrichten gebraucht werden.

Der beste Theil dieses Korps ist die Artillerie, die ihre Manövers mit Wahrheit sehr

genau und mit ziemlicher Schnelligkeit ausführt.

Ihre erbitterten Feinde sind die Janitscharen und der Ulema. Erste erkennen deutlich die Absicht, daß sie aufgehoben und durch diese Truppen ersetzt werden sollen; daher wagten sie schon öfters Angriffe auf ihre Kasernen, wurden aber von den Angegriffenen immer mit Verlust zurückgetrieben. Dieser Angriffe wegen stehen beständig 6 bis 8 Kanonen innerhalb einem jeden Thore ihrer Kasernen mit Kartetschen geladen. Der Ulema sieht deutlich, daß es dem Großherrn an der Spitze einer diszlplinirten Armee leicht werden würde, ihn, dem Ulema, zu stürzen, sich von ihm gänzlich unabhängig zu machen, und ihn um seinen ganzen Einfluß und sein ganzes Ansehen zu bringen; er widersetzt sich daher dieser Neuerung mit aller Gewalt.

Ein unbedeutender Umstand gab die Veranlassung zu diesem in der Weltgeschichte stets merkwürdigen Versuche, europäische Kriegszucht unter den Türken einzuführen. Der Großvezier machte in den, im letzten Decen-

nium des vorigen Jahrhunderts geführten Kriege einen Gefangenen, der ein geborner Türke, und in seiner Jugend nach Moskau gekommen, wo er zur christlichen Religion übergetreten war. Er fand an einem russischen Adelichen einen Gönner, der ihm eine gute Erziehung geben ließ, und ihm bei der Armee eine Stelle verschaffte. Bei seiner Gefangennehmung war er Lieutenant und stand im Rufe eines guten Officiers. Der Vezier unterhielt sich gerne mit ihm, denn er hatte seine Muttersprache noch nicht vergessen. Er rühmte die Vortheile der europäischen Mannszucht nicht nur allein in der Schlacht, sondern besonders auch darin, daß sie bei der Armee Aufruhr verhüte. Auf seinen Rath errichtete der Vezier ein kleines Corps von Renegaten, und einigen armen Türken, welche der Gefangene in der europäischen Art zu exerziren unterrichtete, welches gewöhnlich vor dem Zelte des Veziers geschah, um ihm ein Vergnügen zu machen.

Nach geschlossenem Frieden kehrte der Vezier mit diesem kleinen Corps nach Constantinopel zurück. Dasselbe kam in ein Dorf, einige Meilen von der Hauptstadt zu liegen.

Da der Sultan davon hörte, so ging er hin, um zu sehen, wie die Ungläubigen Krieg führen, so wie er etwan zu einem Puppenspiele gegangen seyn würde; allein die Ueberlegenheit ihres Feuers machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er augenblicklich beschloß, europäische Mannszucht bey dem Heere einzuführen und die Janitscharen aufzuheben. Er ließ dieses kleine Corps vermehren, setzte zu dessen Unterhaltung einen Zweig der öffentlichen Einkünfte aus, und erklärte endlich seine Absicht, das Janitscharencorps aufzuheben. Dieser Schritt verursachte, wie sich leicht erwarten ließ, einen Aufruhr, der blos dadurch gestillt wurde, daß der Sultan einwilligte, ihnen den Sold bis an ihren Tod zu geben; zugleich befahl er auch, daß ihr Corps keine Rekruten mehr erhalten sollte. Diese letzte Verordnung ist aber jetzt aufgehoben und die Janitscharen erhalten wieder Rekruten wie vorhin.

Der gefangene russische Offizier, der zur Errichtung dieses Corps die Veranlassung gegeben hatte, und wiederum zum mahometanischen Glauben übergetreten war, wurde auf

türkische Art belohnt, d. h. ihm wurde für ein geringes begangenes, oder ihm angedichtetes Vergehen der Kopf abgeschlagen.

Bey dieser Gelegenheit auch Einiges über ihre Waffen. Ihre Flintenläufe sind sehr geschätzt; doch sind sie sehr schwer und auch nicht besser als gemeine Läufe von weichem schwedischen Eisen. Sie werden auf folgende Art verfertigt: um eine eiserne Stange windet man weichen alten Eisendrath und schmiedet sie, dann bohrt man die Stange aus, wovon immer etwas zurückbleibt, je nachdem der Drath dick oder der Bohrer groß oder klein ist.

Die Kunst, wie sie sonst ihre Säbel härteten, ist jetzt verloren gegangen; alle Säbelklingen, die einen großen Werth haben, sind alt; dennoch übertrifft ihr Säbel den unsrigen in Ansehung der Güte und der Leichtigkeit. Die Schärfe des türkischen Säbels und die Schnelligkeit, mit welcher der Arm diese leichte Waffe führt, ersetzen die Schwere. Bey den Türken wählt sich jeder Soldat seinen Säbel, und zwar einen solchen, den er mit Leichtigkeit bewegen kann; dafür kann er, wenn er

seinen Hieb verfehlt, sich retten, während ein Mann mit einem schweren Säbel verloren ist.

Alle ihre Aufmerksamkeit richteten sie seit Jahrhunderten auf den Säbel. Die Schneide der unsrigen ist nie so scharf, und der Wirbel derselben ist zu spitzig. Wegen seiner Krümme hat der türkische Säbel einen Vortheil, indem ein gerade niedergeführter Hieb eine beträchtliche Wunde verursacht; er ist gut zur Vertheidigung, denn da der Arm horizontal, mit dem Säbel aufrecht in der Hand gehalten wird, so schützt eine kleine Bewegung der Vorderhand, indem man die Schneide rechts oder links dreht, den Körper durch die Krümmung desselben; nicht die Schneide selbst, sondern der Rücken parirt den Schlag aus. Die Janitscharen erhielten vormals Unterricht im Fechten mit dem krummen Säbel. Der Hieb nach oben hinauf wird von den Türken für den gefährlichsten gehalten, weil er am schwersten auszupariren ist.

Ein großer Theil ihrer Cavallerie bedient sich der Lanze, welche bey einer festgeschlossenen Fronte vielleicht die beste Waffe ist; da

sich aber die türkischen Pferde mit großer Schnelligkeit wenden und nie in einer geraden Linie fortlaufen, sie selbst aber nie in geschlossener Ordnung angreifen; so wäre keine Waffe für sie besser, als ihr leichter, scharfer, gekrümmter Säbel. Keine Reiterey, die ihre Evolutionen in geschlossener Fronte macht, kann der türkischen etwas anhaben; sie lenkt um und zieht sich weit schneller zurück, als eine solche Cavallerie vorrücken kann; dieses geschieht aber nicht in geschlossener Ordnung, sondern jeder wendet sein Pferd auf seiner Stelle. Obwohl ihre Infanterie nie einer europäischen Infanterie gegenübergestellt werden kann, so ist doch ihre Reiterey, die vortrefflich beritten ist, bisher größtentheils der ihrer Feinde weit überlegen gewesen; doch ist hier nur die Rede von ihrer besten Reiterey (Spahis), deren Anzahl aber nicht sehr beträchtlich ist, und die daher einer guten europäischen Infanterie, die gehörig von Artillerie unterstützt wird, keinen bedeutenden Widerstand leisten kann.

Ein großer Fehler der besten türkischen Säbel ist es, daß sie zu spröde sind und da-

her leicht zerbrechen, denn bey einem unrecht geführten Hiebe zerspringen sie wie Glas; weiß man jedoch damit gut umzugehen, so kann man eine eiserne Stange, die so dick ist, als ein starker Finger eines Mannes, zerhauen, ohne daß die Schneide verdorben oder schartig würde, oder daß die Klinge zerbräche.

Die Kriegsgebräuche der Türken sind so grausam, als bey den rohesten Wilden. Kein Mitleiden hält sie vom Blutvergießen ab, da sie sich durch die Satzungen ihrer Religion von dem Himmel selbst für berechtigt halten, unter den Ungläubigen mit Feuer und Schwerdt nach Belieben zu wüthen. Wie sie glauben, haben sie ein Recht, alle ihre Gefangenen zu ermorden, diese mögen nun die Waffen gestreckt, capitulirt, oder auf eine andere Art gefangen worden seyn, und dieses Recht beschränkt sich nicht blos auf den Augenblick der Gefangennehmung, sondern dauert fort, wenn nicht der Gefangene zum Mahometanismus übertritt.

Sonst hatte die Regierung auf die Köpfe ihrer Feinde eine Prämie gesetzt, und bezahlte

für jeden Kopf, der eingeliefert wurde, 5 Zechinen. Wenn der Großvezier in sein Zelt zurückkehrte, so belegten die Soldaten gewöhnlich den Weg mit abgehauenen Köpfen. Dieses war häufig Veranlassung zu den unmenschlichsten Grausamkeiten, da es unmöglich ist, den Kopf eines Feindes, von dem eines armen Bauers oder ermordeten Reisenden zu unterscheiden. — Der vorige Sultan Selim hat diesen grausamen Gebrauch abgeschafft, wie dieser edle Mann überhaupt mehrere Verbesserungen einzuführen, und die Türken aus dem Zustande der Barbarey zu reißen bemüht war. Er wurde das Opfer seines edlen Strebens, und die neuesten Ereignisse zeigen, daß diese Grausamkeit von der jetzigen Regierung wieder eingeführt wurde.

Der unmenschliche Kriegsgebrauch der Türken, vermöge welchen alle ihre Gefangenen zum Tode verurtheilt sind, wird zwar nicht immer vollzogen, aber Menschlichkeit ist keineswegs die Ursache davon, sondern Geiz oder thierische Begierden sind es, weshalb sie einem Unglücklichen sein Daseyn verlängern; sonst mordet der wilde Sieger seinen Gefan-

genen kaltblütig, oder schleppt ihn mit Schimpf und Schande überhäuft hinter sich her.

Die Seemacht der Türken ist keinesweges bedeutend, obwohl in dem Hafen von Constantinopel viele Schiffe liegen. Ihre Galeeren sind jetzt als Kriegsschiffe von keiner Bedeutung, und nicht mehr zu gebrauchen; mehrere große Schiffe von 40 Kanonen heißen Caravellen, und gehören Kaufleuten, die die Pforte im Kriege in Dienste nimmt. Ihre Schiffe sind im ganzen geräumig, und für ihre Anzahl von Kanonen mehr als nöthig groß. Sie sind durchaus von gutem Eichenholze gebaut: doch da die Balken zu weit von einander stehen, so sind sie sehr schwach. Wegen ihrer Schwäche werfen sie sich sehr bald; um dieses zu verhindern, bauet man sie mit aufwärts gekrümmten Verdecken, so daß wenn sich die beyden Enden senken, die Schiffe gerade werden. Solche Schiffe sind von keiner Dauer, und werden leicht leck.

Die Gestalt ihrer Schiffsböden wird von allen denen, die darüber urtheilen können, für die vollkommenste gehalten; sie sind

bekannt als schnelle Segler, so lange sie in einer geraden Linie fortsegeln können; aber der obere Theil der Schiffe steht mit denen anderer Nazionen in gar keiner Vergleichung; denn hier sind sie plump, von einer übertriebenen Höhe, und können deßwegen nicht leicht gewendet werden; sie bleiben im Manövriren immer zurück.

Ihre Schiffe bauen sie zu Metelino, Stanchio, Sinope, oder zu Konstantinopel. Ihre Kanonen sind stets von Metall. Bey ihren natürlichen Hülfsquellen könnten die Türken leicht Schiffe von der besten Bauart haben; es fehlt ihnen aber an zweckmäßigen Anstalten zur Bildung guter Seeleute. Griechen leiten größtentheils ihre Schiffe, und diese sind sehr furchtsam; denn bei dem geringsten Vorfalle lassen die Capitains sie aufhängen. Die Türken feuern die Kanonen ab, und einige von der niedern Klasse helfen beim Aufziehen der Anker, indem sie am Ende eines Seils ziehen. Ihre schmalen und spitzigen Borde verstehen sie besser zu regieren, als irgend eine andere Nazion.

Ihre besten Seeleute erhalten sie von der Küste der Barbarey; jedoch nicht in gro-

ßer Anzahl. Diejenigen, welche man zum Handel auf dem schwarzen Meere gebraucht, und die auf der Küste von Anatolien zu Hause sind, sind kaum Seeleute zu nennen. Sie fahren mit Schiffen von der elendesten Bauart, welche nie anders, als vor dem Winde segeln können; sobald sich der Wind ändert, laufen sie in den Hafen ein, deßwegen gehen auch viele Fahrzeuge im schwarzen Meere zu Grunde.

Ob nun gleich die Errichtung der Seemacht größtentheils durch Christen unternommen wurde, und nicht die Sanktion ihrer alten Einrichtungen hat, um ihre Mißbräuche aufrecht zu erhalten; ob nun gleich der berühmte Capitain Pascha, Gazi Hassan, alles aufbot, sie zu verbessern, und obgleich der vorige Sultan Selim, der eine Marine-Commission errichtete, wobei er die englischen Marine-Anstalten zum Muster nahm, mit regem Streben weder Mühe nach Kosten scheute, die Seemacht empor zu bringen: so blieb sie doch demungeachtet unbedeutend; hieran aber ist die den Türken gleichsam angeborne Trägheit, mit der sie immer ein schwieriges Unternehmen sogleich aufgeben, schuld.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Türken selbst verstehen sehr wenig von der Befestigung, von der Vertheidigung, und von dem Angriffe der Plätze, aber durch Erfahrung klug gemacht, suchen sie durch ungeheure Summen Ausländer in ihre Dienste zu bekommen, und sie wo möglich zum Uebertritt zu ihrer Religion zu bewegen, die dann diesen Mangel an Kenntnissen ersetzen.

Gewarnt durch die Expedition der Engländer vor Constantinopel, haben seitdem die Dardanellen eine ganz andere Einrichtung erhalten. Diese sind feste Schlösser, und jetzt zugleich auf jeder Seite eine Kette von Schanzen, welche die Meerenge, die das mittelländische mit dem Marmormeere verbindet, vertheidigen. Anfangs waren ihrer nur zwey, Sesto und Avido; von denen dieses in Asien jenes in Europa liegt. Später wurden deren noch zwei, und wie mich mein Capitain versicherte, in der neuesten Zeit erst kürzlich noch zwei ganz neu erbaut, so daß die Zahl dieser Schlösser bis auf sechs angewachsen ist. Ob dieses keine Uebertreibung ist, konnte ich nicht untersuchen; denn mir war der Zutritt versagt. Von unserm Schiffe aus konnte ich

deutlich sehen, daß an den Schanzen, die mir sehr schön und regelmäßig vorkamen, und die mit Geschütz furchtbar besetzt waren, noch sehr lebhaft gearbeitet wurde. Nach den Versicherungen meines Capitäns hätten Franzosen den ersten Entwurf zu diesen neuen Verbesserunger gemacht, und Gene al Sebastiani, der auch während der englischen Expedition in den Dardanellen commandirte, soll hieran vorzüglichen Antheil haben. Was diese nun anfiengen, wurde jetzt durch Ingeniere, Renegaten, welche theils englischer, theils französischer Abkunft waren, fortgesetzt. Von den ungeheuern Stücken, die nicht auf Lavetten, sondern auf dem Boden, mit dem Hintertheile gegen eine Mauer gelehnt, dagelegen hätten, sey auch nicht eines mehr vorhanden, sondern diese wären in die Kanonengießerei nach Konstantinopel gewandert, auch hätten die Schießlöcher, oder Schußscharten mit eisernen Thüren eine ganz andere Gestalt erhalten. Diese Schlösser und Schanzen wären von den besten Artilleristen besetzt, die durch Renegaten, welche vorher in der englischen oder französischen Artillerie gedient hatten, unterrichtet und commandirt würden.

War vorher der Durchgang durch die Dardanellen nicht so schwierig als man glaubte, so rechtfertigen nun diese regelmäsig und schön angelegten Schanzen, und das auf ihnen in der schönsten Ordnung zweckmäsig vertheilte, schöne, und wie es scheint sehr gute Geschütz den Glauben an die Unmöglichkeit eines Durchganges auch von der berühmtesten Flotte.

Von den türkischen Finanzen.

Betrachtet man die Regierung als den Centralpunct, in in welchem sich alle öffentlichen Verwaltungen begegnen, von dem alle Gewalt ausgeht, und von dem alle öffentlichen Einrichtungen ihre Sanction erhalten; betrachtet man sie als die Seele, als das lebende Princip des großen Staatskörpers; so tritt der Beobachter, hat er sie erst kennen gelernt, schon in eine vorläufige Bekanntschaft mit der Vollkommenheit, der Zweckmäsigkeit oder mit ihrem Gegentheile, aller Einrichtungen und Verwaltungsformen eines Staates. So einfach und leicht das Finanzwesen auf den ersten Blick zu seyn scheint, indem das Ganze auf Einnehmen und Ausgeben beruht

und dem beschränkten Verstande zwey Register, eine Kiste und mehrere Geldsäcke als das ganze System der Finanz vorkommen: so ein wichtiger, schwieriger und delicater Zweig der Regierung ist das Finanzwesen. Ein Staatsmann hat keine bessere Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Fähigkeiten, seine Einsicht und Gewandtheit im vollern Lichte zu zeigen, als durch Einrichtung und Leitung der Finanzen. Von einer klugen Einrichtung derselben hängt das Wohl, und ein großer Theil der politischen Kraft eines Staates ab; welche schrecklichen Folgen ein in Unordnung und Verfall gerathenes Finanzsystem herbeyführe, zeigen die Ereignisse der letzten Jahrzehnde des verflossenen Jahrhunderts in Frankreich. Einnahme und Ausgabe, zwey so leicht ausgesprochene Worte, doch wie viel geltend sind sie im Felde der Politik? und es kömmt nicht blos darauf an, daß man Summen einnimmt und ausgibt, sondern das Wie ist die schwierige Frage, von deren Lösung das Glück und der Wohlstand von Millionen Menschen abhängt. Als durch Aristides in Griechenland das Finanzsystem geregelt, und ordentliche Steuern eingeführt wurden, nannte man dies das be-

glückte Schicksal der Griechen. Die Vertheilung der Lasten an die Contribuenten auf eine rechtliche und verhältnißmäßige Weise, die kürzeste, leichteste, und am wenigsten drückende Art der Erhebung der Einnahmen, eine genaue Aufsicht auf die Unterbeamten, eine strenge, jedoch möglichst beschleunigte Revision der Rechnungen, eine kluge Verwendung der Einnahmen, d. h. gewissenhafte Sparsamkeit, neben einer klugen, nur den Schein habenden Verschwendung, durch die die Quellen, aus denen die öffentlichen Einnahmen fließen, stets rege erhalten werden, neuen Zufluß bekommen und der Staat seinen Credit sichert und erhöht; ein genaues Verhältniß der Staatsbedürfnisse mit dem Staatsvermögen, und ein genaues Verhältniß der Ausgaben zu den Einnahmen, dieß sind, meiner Meynung nach, die ersten Grundbedingungen, auf die ein Finanzsystem gebaut seyn muß.

In wiefern die türkischen Finanzen diesen Forderungen entsprechen, wird ihre nachfolgende Schilderung zeigen.

Das türkische Finanzwesen zerfällt in zwey große Zweige: nämlich in den öffentli-

chen Schatz, den Miri, der von dem Deftertar verwaltet wird, und in den Schatz des Sultans, den Hasne oder Chasyneh; jeder dieser Schätze hat seine besondern Quellen seiner Einnahme, und seine besondern Ausgaben.

Nicht unbeachtet sind die Schätze des Ulemas und der Moscheen zu lassen. Durch diese kommen bedeutende Summen ausser Umlauf, und bleiben entweder ganz ungenützt liegen, oder sie werden doch zu Zwecken verwendet, welche keinen, oder nur einen kaum bemerkbaren Nutzen für das allgemeine Beste haben.

Die Einkünfte des öffentlichen Reichsschatzes, des Miri, bey dem man mit Recht die größte Regelmäßigkeit, die größte Ordnung in der Erhebung, und die größte Klugheit in der Verwendung derselben verlangt, zerfallen in zwey Abtheilungen, nämlich in bestimmte und in zufällige. Die Namen der verschiedenen Abgaben sind: der Charadsch, Mukata, Bedelinouzoul, Ava-ranagihane, Gebeluyan, Gebeluyan-emback, Gebi-Humayun, Havasi-Humayun, Eukaf-Humayun, Piskes-Zaise,

Merkuf, Tarap-Hanei, Amire, Haremein, Scherifein-Hasinesi u. s. w.

Die erste Rente der bestimmten Einkünfte ist der Charadsch, oder die Kopfsteuer (vielmehr jährliche Lösung aller Mannspersonen, die über 15 Jahre alt sind.) Nur solche, die nicht Mahometaner sind, müssen den Charadsch entrichten, der in den verschiedenen Bezirken auf verschiedene Weise verpachtet ist.

Der Ertrag desselben wird von mehreren auf 20 Millionen Piaster, d. i. über 18 Millionen Gulden rhein. angegeben.

Die zweite Rente der bestimmten Einkünfte sind die Pachtgelder des Reichs und zwar:

Mukata (Pachtgelder, in dem Basch-Muchassébe u. s. w. eingetragen.)

Der Agalik von Bulgarien, (Ist um vieles geringer, als sonst).

Der Agalik der Turkomanen.

Von den Zigeunern.

Gebeluyan lokof humayun render.

Emlaki humayun render.

Gebeluyan von den Timars und Ziamets, welche alte oder schwächliche Leute im Besitz haben, die zum Kriegsdienste untauglich sind.

Bedeli Nuzul von den Timars und Ziamets in Rumelien und Anatolien.

Avariczi Hanne (Prozente von unbeweglichen Gütern.)

Von den Silbergruben und dem Tabackbau.

Mukata, Nizan auf Seide, Mastix, Oel u. s. w. der Landschaft Brusa.

Zoll, den die Schaafhändler zu erlegen haben.

Salzteiche oder Gruben zu Haslar.

Fische, Wälder u s. w. auf Metelin'und in seinen Häfen; dann Gewichttaxe zu Constantinopel.

Abgaben an die Küche des Sultans von gewissen Städten, Flecken und Dörfern.

Von der Fleischergesellschaft.

Das Zollhaus zu Constantinopel.

Aufschlag auf den Taback, um eine bestimmte Summe verpachtet.

Einkünfte von den Häusern, die dem Arsenal gehören.

Abgabe vom Taback aus Arabien, um eine bestimmte Summe verpachtet.

Einkünfte von den Pachtereyen, die Mecca und Medina gehören.

Verschiedene kleine zu Almosen bestimmte Pachtereyen.

Die unbestimmten Einkünfte sind:

Von dem Muagili und Mukata.

Tabackszoll, der nicht verpachtet ist.

Confiscationen und Erbschaften.

Pachtgelder von Kahira (bleiben aber immer aus.)

Eine besondere Auflage auf den Taback nach einer neueren Verordnung.

Der Zärse, den die Veziere und Paschas für ihre Aemter zu bezahlen haben.

Was bey Ernennung eines Veziers und anderer Beamten bezahlt wird.

Die sämmtlichen Einkünfte des Miri werden auf beiläufig 45 Millionen Piaster *) oder auf ohngefehr 41'250,000 Gulden rhein. angegeben.

Anmerkung. *) Der reele Werth eines Piasters ist 12 Groschen 2 1/3 Pfennige sächsisch, oder 54 Kreuzer 3 1/2 Pfennig rhein.; allein das europäische Geld hat in der Türkey so sehr den Vorzug, daß die Türken selbst in Constantinopel einen Kronenthaler mit 7 Piaster und 20 Paren wechsel.

Die Ausgaben dagegen, die der Miri jährlich zu leisten hat, sind:

Sold für die Stadtmiliz von Constantinopel.

Sold für die Bostandschis und für die Leute, die zur Küche des Sultans gehören.

Sold für die Agas und Beamten des Serails des Sultans.

Für den Harem des alten Serails.

Für die Verschnittenen.

Für den Aga des Serails zu Galata.

Ausgaben für die Küche des Sultans.

Für das Oberhaupt der Fleischer.

Ausgaben für die Ställe des Sultans.

Beliebige Anweisungen des Sultans.

Ein Geschenk nach Mekka und Medina.

Sold für die Seeleute.

Verproviantirung der Flotte.

Ausgaben der Admiralität.

Pensionen an die Familie der ehemaligen Chans in der Krim.

Sold für die Besatzungen in den Festungen.

Sold für die Milizen in Bosnien.

Zur Anwerbung der Rekruten.

Ausgaben der geringen Departements, die den Namen Kuchuck-Kalem führen.

Sold für die Donauwächter.
Ausgaben zur Unterhaltung der Posten.

Die sämmtlichen Ausgaben werden auf beiläufig 37,000,000 Piaster oder nahe an 34,000,000 Gulden rhein. angegeben, so daß sich ein jährlicher Ueberschuß von 7,250,000 Gulden ergäbe; allein die Einnahmen fließen sehr unrichtig, die Ausgaben dagegen werden oft sehr bedeutend vermehrt, so daß der Miri bey dem Hasne oder bey dem Schatze des Ulema, oder der Moscheen borgen muß. Trotz der Gefahr, und trotz den schrecklichsten und unmenschlichsten Strafen, die einen der Veruntreuung überwiesenen (d. h. auf türkische Art überwiesenen) Beamten treffen, gehen doch durch deren Betrügereyen jährlich sehr große Summen für den öffentlichen Schatz verloren.

Die Einnahmen der entfernten Provinzen fließen so unrichtig, daß sie fast größtentheils verloren gehen; ja die Unkosten der Erhebung derselben betragen gewöhnlich mehr, als der Ertrag selbst. Die Einkünfte aus Aegypten, die sonst beträchtlich waren, haben schon lange aufgehört, und der dortige Pascha, der

mehr als ein Verbündeter, als ein Unterthan der Pforte anzusehen ist, schickt nur zu Zeiten, wenn es ihm gefällig ist, dem Großherrn (also für den Hasne) einige größtentheils unbedeutende Geschenke.

Das Finanzwesen der Türken ist trotz mehrerer in neuern Zeiten rücksichtlich der Erhebung nnd Verrechnung der Einkünfte gemachter Verbesserungen im Verfall und in der größten Unordnung, und nach mriner Ansicht erreichen die Einnahmen des öffentlichen Schatzes nie die angegebene Summe. Ausserdem hat der Miri noch bedeutende Schulden, die durch die jetzigen Ereignisse noch beträchtlich steigen müssen.

Der Hasne, oder der Privatschatz des Sultans ist zwar weit beträchtlicher, als der Miri, trägt aber zu den Staatsbedürfnissen, ausgenommen im Kriege, oder in andern dringenden Nothfällen, sehr wenig bey, und selbst dann wird die Summe, die er beyträgt, als eine Schuld des Miri angesehen.

Die gewöhnlichen Ausgaben des Hasne sind durch eine Reform des Sultans Mustafa

des IIIten ansehnlich vermindert, sie sind aber demohngeachtet noch immer sehr beträchtlich; hauptsächlich beschränken sich diese Ausgaben blos auf das Serail. Die ausserordentlichen Ausgaben dieses Schatzes sind bisweilen ungeheuer, indem die Umstände bey Volksbewegungen oder bey Thronbesteigungen große Summen als Opfer erheischen, um sich der Treue der Janitscharen zu versichern; bisweilen werden auch größere Summen zur Fortsetzung eines Krieges hergegeben, als dem Miri zur Schuld angerechnet werden.

Die bestimmten Einkünfte dieses Schatzes beschränken sich beynahe lediglich auf die Tribute aus der Moldau und der Wallachey; denn wie schon bemerkt: Aegypten, das sonst den stärksten Tribut an den Sultan zu geben hatte, leistet beynahe nichts; denn die Geschenke des Beherrschers von Aegypten sind, gegen den frühern Tribut, für nichts zu rechnen. Ragusa, woher der Tribut sonst am regelmäßigsten abgetragen wurde, ist nicht mehr unter türkischem Schutz.

Die zufälligen Einkünfte des Hasne sind:

Die Einkünfte von Bergwerken.

Der Verkauf aller Stellen und Aemter, deren Betrag sich aber sehr vermindert hat, da mehrere Provinzen ihre Paschas wählen, ohne sich um den Großherrn zu bekümmern.

Eine Abgabe von zehn Prozent von allen Erbschaften.

Die Beerbung der Beamten des Serails und des Reiches.

Die Confiscation der Güter aller solcher Beamten, die in Ungnade fallen, oder hingerichtet werden.

Die Verlassenschaft solcher Personen, die ohne Erben sterben, und deren Vermögen an den Sultan anheimfällt.

Strafgelder.

Geschenke von hohen Staatsbeamten und von fremden Höfen.

Berechnungen über die Einkünfte des Hasne sind durchaus unmöglich, denn viele Zweige der Einnahmen sind an und für sich schon höchst schwankend, andere sind großen Veruntreuungen ausgesetzt; doch übertreffen die Einnahmen des Hasne die des Miri weit,

und dies hauptsächlich durch die Beerbung der Paschas. Jeder Pascha bestrebt sich, auf Kosten seiner Provinz sich so viel zu bereichern, als ihm nur immer möglich ist, hat er nun große Reichthümer zusammengehäuft, so läßt ihn der Sultan ermorden, um seinen eigenen Schatz zu bereichern.

Jeder Sultan läßt seinen Schatz in den Gewölben des Serails stehen, und jeder hält es für Pflicht, einen so großen Schatz als möglich zu hinterlassen; denn sie setzen eine Art von Eitelkeit darein.

An dem Vermögen der Personen, die zur Klasse der Ulemas gehören, darf sich der Staat in gewöhnlichen Zeiten durchaus nicht vergreifen, im ganzen macht dieses ein sehr beträchtliches Capital aus. Der Ulema ist die einzige Klasse von Beamten, deren Eigenthum in ihrer Familie erblich ist, sie ist daher ein Gegenstand der habsüchtigen Eifersucht des Sultans; doch würde auch der geringste Angriff auf ihren Schatz die größte Gefahr nach sich ziehen.

In gewöhnlichen Zeiten unterhält dieser Schatz einen mächtigen und furchtbaren Kör-

per, der der Macht des Sultans Widerstand leistet. Da aber die Corporation überhaupt kein großes gemeinschaftliches Interesse mit dem Volke hat, so dient der Schatz dazu, noch eine große Brüderschaft von Tyrannen zu erhalten. Bei den jetzigen Umständen wäre es aber allerdings möglich, daß man auch diesen Schatz der Erhaltung des Staates aufopfern würde; diese Maasregel wird aber nicht ohne einen heftigen Kampf von Seite des Ulema ausgeführt werden können, und es fragt sich, ob es nicht zu spät ist, wenn er sich zu einer Aufopfernng verstehen wird.

Die Schätze der Moscheen sind sehr ansehnlich, und rühren theils von den Einkünften, die bei ihrer Stiftung für sie angewiesen wurden, theils von Vermächtnißen her. Da die reichen Muselmänner häufig solche prahlerische, wohlthätig seyn sollende Handlungen begehen, so muß die gesammte Massa dieser Summen im ganzen Reiche unermeßlich seyn. Dieser Schatz steht unter dem Schutze der Religion, es kann daher kein Eingriff ungestraft in denselben gemacht werden.

Die gewöhnlichen Einkünfte der Moscheen werden, oder sollen zu ihrem Unterhalt

verwendet werden; außerdem befinden sich noch sehr beträchtliche Schätze in ihren Gewölben, gegen die sich aber die Wächter derselben häufig Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen. Diese sämmtlichen Schätze, die nach den strengen Gesetzen blos zu religiösen Zwecken verwendet werden sollen, dürfen angegriffen werden, wenn der Sitz des Reiches selbst in großer Gefahr ist; dieses wird als eine für die Religion selbst erwachsene Gefahr angesehen.

Der Mangel an Ordnung und an deutlichen und genauen Registern und Katastern über Finanz-Gegenstände giebt Veranlassung zu den Erpressungen und zu der Raubsucht, die sich alle Beamten zu Schulden kommen lassen, und die das Volk zu Bettlern machen, ohne die Einkünfte der Regierung zu vermehren, ja diese werden vielmehr dadurch vermindert. Das Verkaufen aller Aemter ist zu einer bestimmten Quelle der Einkünfte geworden: allein nicht blos an den Schatz werden solche Kaufgelder bezahlt, die bisweilen ungeheure Summen sind, sondern auch die Ränke des Serails fordern ihren Antheil. In dem Serail wird die Vertheilung der Aem-

ter beschlossen, wobei aber alles durch Bestechung geschieht. Hat nun ein solches Verfahren die schrecklichsten Folgen für die Rechtspflege, so wirkt sie auch zerstörend auf die Finanzen.

Um im Serail ihre Patrone zu haben, müssen die Paschas beständig bedeutende Summen auf Bestechungen verwenden, und deswegen nehmen sie zu den größten Erpressungen ihre Zuflucht. Die Beamten, die unmittelbar unter ihnen stehen, thun es ihnen hierin noch zuvor, und lassen ihren Agenten wiederum Gelegenheit ihrem Beyspiele zu folgen, und so treiben sie ihr Unwesen, bis der Großherr sie für reich genug hält, ihnen das Leben nehmen läßt und ihre zusammengescharrten Schätze an sich zieht.

Die Mahometaner selbst dürfen keine Kopfsteuer bezahlen, sie tragen überhaupt wenig zu den Staatseinkünften bey, daher suchen denn die Paschas andere Gelegenheit Geld von ihnen zu erpressen; die Christen haben immer am meisten von ihnen zu leiden.

Die Ausländer zahlen weit geringere Zölle, als die Unterthanen der Pforte selbst;

Ausländer zahlen in der Regel nur drey Prozent, während die Eingebornen fünf bis zehn Prozent zu entrichten haben. Die geringste Zollabgabe ist fünf Prozent, welche die Türken zu Constantinopel und Smyrna von gewissen ausländischen Artikeln zu entrichten haben, sonst ist der gewöhnliche Zoll im ganzen türkischen Reiche zehn vom Hundert.

Aus der Unordnung des türkischen Finanzsystems, lassen sich die neuesten Ereignisse hauptsächlich herleiten; denn da die Hülfsquellen der Finanzen sich immer verminderten, so mußten die Bedrückungen der Paschas beständig zunehmen, die christlichen Unterthanen aber auf die empörendste Weise zu Grunde gerichtet werden, und die Crisis, in der die Regierung ihre Zuflucht zu den Schätzen des Serails, der Moscheen und des Ulema zu nehmen gezwungen ist, scheint nicht ferne zu seyn. Welche Verwirrung eine solche Maaßregel verursachen würde, läßt sich leicht voraussehen; die Pforte würde dadurch ihre Schwäche beurkunden, und jeder Pascha sich unabhängig zu machen suchen.

Kurzgefaßte Uebersicht der Geschichte des türkischen Reiches.

Meines Erachtens dürfte es nicht überflüssig seyn, hier eine kurze Uebersicht der Geschichte des türkischen Reiches einzuschalten und hiedurch zu zeigen, welches Fortschreitens die Türken fähig sind, und welche Fortschritte sie von Zeit zu Zeit gemacht haben.

Noch immer ist das türkische Reich von einem sehr großen Umfange, noch immer sind seine Unterthanen von einem tollen Stolze besessen; doch dieser Stolz und diese Größe gleichen dem lächerlichen Hochmuthe eines unwissenden und unbedeutenden Landedelmannes, der nicht stolz auf eigene Größe, sein unbedeutendes Ich unter einem großen Namen verbirgt, und aufgeblasen von Aussen, ein Wicht von Innen, gleich einem kalekutischen Hahne einhersteigt. Ihr Stolz hat seinen Grund in den Heldenthaten ihrer Väter, und in dem ausgebreiteten Ruhme, welchen die Waffen derselben errangen; die heutigen Türken sind mit ihnen keineswegs zu vergleichen, und längst würde

das türkische Reich aufgehört haben, wenn nicht die politische Eifersucht der europäischen Mächte dasselbe erhalten hätte. Wahr ist es, daß das Gefolge dieser Heldenthaten Verbrechen mancherley Art waren, und daß Verrath und Treulosigkeit mit der unmenschlichsten Grausamkeit und der schändlichsten Raubsucht abwechselten; heutzutage hat sich die Scene gänzlich verändert, nur Grausamkeit, Raubsucht Treulosigkeit, Verrath und Stolz sind geblieben, Tapferkeit und Ordnung hingegen sind verschwunden.

Das ottomanische Reich und der ottomanische Name verdanken ihr Daseyn Othmann, oder Osman*), welcher gegen 1300 den Sultanstitel annahm, und seine Residenz zu Brusa in Bithynien aufschlug. Doch um das Entstehen und die Fortschritte des türkischen Reiches näher kennen zu lernen, ist es nöthig in der Geschichte weiter zurück zu gehen.

Das Land von den nördlichen Theilen Afrikas bis an den Kaukasus, und vom Mit-

---

Anmerkung. *) Othman arabisch, Osman persisch und türkisch.

telmeere und den östlichen Theilen Europas bis an den Indus hin, war häufigen Veränderungen und Verwüstungen unterworfen. Zahlreiche Völker stifteten große und ausgebreitete Reiche, welche eben so schnell wieder verschwanden, als sie entstanden waren. Ein Einbruch in diese Länder geschah auf den andern, und ein Eroberer folgte und verdrängte den andern. Die Tartaren vom Norden, und die Araber vom Süden her setzten ihre Siege über große Länder fort, und stifteten ausgebreitete und dauerhafte Reiche.

Arabien war von zehn Semitischen und Hamitischen Stämmen bewohnt, die in patriarchalischer Einfalt unter Familienhäuptern ohne feste Begriffe von Eigenthum, nomadisch lebten; herkömmlich war bei der Mehrheit das Recht der Gastfreundschaft, Achtung für das Weib, Vertrauen auf Waffenstärke und Blutrache. In dem von Natur reich begünstigten und durch lebhafte Karavanen und Küstenhandel wohlhabenden südlichen Theile des Landes, entwikelte und befestigte sich am frühesten gesellschaftliche Bildung. Das Reich der Joktaniden bestand schon über 1800 Jahre vor

Christus in Yemen, mit der Hauptstadt Saba oder Mareb, späterhin Sanaa. In diesem mächtigen und uralten Reiche blühten Gewerbfleiß, Handel, Künste und einige Erfahrungs-Kenntnisse, Grundlagen künftiger geistiger Nationalgröße. Aus Yemen wanderten die Agditen, ungefähr 200 Jahre nach Christus, um der Herrschaft der Himjariten zu entweichen, nach Hedschaz, theilten sich nach Hira und Gassan, wovon jenes in Irak, von den Persern, dieses im damascenischen Syrien, von Ostrom abhängig wurde; die Chozaiten, späterhin Koraischiten, ließen sich in Mecca nieder, waren im Besitze der Kaabe, des Heiligthums der Nation, in der auch Abraham verehrt wurde, und gewann Einfluß auf andere Stämme, denen sie an Geist, Bildung und Einheit überlegen waren. Ohngefähr um das Jahr 230 nach Christus thaten sich die Himjariten hervor, und ihrer steigenden Macht mußten sich auch beiläufig um das Jahr 300 nach Christus Mecca und Medina unterwerfen. Gegen diese Herrscher erkämpften ungefähr um das Jahr 450 nach Christus die Ismaeliten, welche aus Palästina eingewandert waren, verbunden mit mehreren Stäm-

men die Freiheit. Yemen wurde von Aethiopiern unterjocht, und stand alsdann unter persischer Oberhoheit. Neben alten Sabismus und nach Stämmen und Familien verschiedenartigen religiösen Aberglauben, wurde magischer Cultus, und seit mehr als 100 Jahren vor Christus eine Art von Judenthum, und nach 500 Jahren nach Christus auch Christenthum gefunden. Mecca, und die meisten der vornehmsten Städte hatten unter der Leitung von Aeltesten eine Art republikanischer Verfassung, die Mehrheit des Volkes aber lebte unstet und ohne gemeinsame Verbindung; dem schöpferischen Herschergeiste Mahomets war es vorbehalten, die schlummernden Kräfte desselben zu wecken.

Der Koraischite Abul Kasem Mohamet (geb. 572. gest. den 17. Juni 632.) bekannt mit dem jüdischen und christlichen Glauben, gestaltete die Landesreligion (um 609.) besiegte (623.) seine Gegner, vor deren Verfolgung, und einiger bürgerlichen Verbrechen wegen er aus Mecca nach Medina den 16. Juli 622. hatte entweichen müssen, und vereinte durch Waffenglück die Araber zu einer Nation.

Obwohl er sich durch Treulosigkeit, Verrath und Grausamkeit selbst brandmarkte, so ist sein Verdienst und die Größe seines Geistes doch nicht unbeachtet zu lassen. Wilde Horden bildete er zu einem Volke und brachte sie in die Schranken einer gewissen Ordnung, und die in dem Koran häufig enthaltene Moral zeigt, daß die obwaltenden Umstände Mahomet größtentheils zwangen, das ebenfalls darinn enthaltene Unsinnige mit einzustreuen. Obwohl ihm häufig Eitelkeit, Herrschsucht, Ruhmsucht und Lebenslust mit Recht vorgeworfen werden kann, und dieses Letztere besonders aus den von ihm gemachten Schilderungen des Paradieses hervorgeht; so hätte sich doch bei einer bessern Pflege auf den von ihm gelegten Grund viel Schönes und Gutes bauen lassen. Ueberhaupt ist Mohamet keineswegs das, wofür er häufig in Europa sehr irrig gehalten wird, zu welchem Irrthume die häufig und fast größtentheils mißverstandenen, oder seitdem gänzlich ausgearteten Gesetze, die er selbst gab, die Veranlassung sind. Er richtete das geistlich-kriegerische Khalifat ein. Religiöser Fanatismus, gestützt auf Glauben an unabänderliche göttliche Schicksalsnothwendigkeit,

lebendige Einbildungskraft und düstere Sittenstrenge machten die arabischen Heere unüberwindlich; die Ohnmacht des oströmischen und der Verfall des persischen Staates waren der Begründung der arabischen Herrschaft günstig. Unter den ersten Nachfolgern des Propheten wurde der Islamismus*) mit geringer Anstrengung nach Syrien, durch den glücklichen Heerführer Amru (seit 638) nach Palästina und Egypten, wo die große Bibliothek zu Alexandria verbrannt, und Bäder damit geheitzt wurden, und bald darauf nämlich nach 643 zu den Persern, Parthern und Medern verpflanzt. Zwar wurde der Verfall des grossen Staates durch Sectenhaß und Thronstreitigkeiten vorbereitet, und späterhin durch der Statthalter allzugroße Macht beschleunigt; aber dennoch erhielt sich die arabische Herr-

---

Anmerkung. *) Islam, Ergebung in Gott, lehrt Einheit Gottes und Glauben an den göttlichen Propheten Mohamet, Unsterblichkeit &c. die Kirchengebräuche sind einfach, Gebete angeordnet, Wohlthätigkeit vorzüglich anbefohlen. Der Koran, das Buch dieses Glaubens, ist in 114 Suren oder Abschnitte eingetheilt.

schaft zwei Jahrhunderte lange. Moawijah behauptete nach einem harten Kampf mit Ali, dem Sohne Abutaleb's, welcher der Gemahl der Fatime, der einzigen Tochter des Propheten war, die Obergewalt, und vererbte sie auf seine Nachkommen, die Ommajiaden. Bei verschwenderischer Ueppigkeit des Kalifen-Hofes zu Damask, dauerte der fromm-kriegerische Nationalgeist fort; die Heere siegten und bekehrten; die Seemacht war ansehnlich; Cypern und Rhodus wurden erobert. Unter Walid (von 705 bis 714.) breitete sich die arabische Herrschaft 709. über Afrika, und 711 über Spanien aus, und ohne Karl Martells Siege bei Poitiers im Okt. 732., würde der größte Theil von Europa dem Mahometanismus haben huldigen müssen.

Mit Merwan dem II. wurden die Ommajiaden von dem Khalifate gestürzt, und die Abbasiden bemächtigten sich ihres Thrones. Unter den ersten Abbasiden hatte das arabische Kalifat sein glänzendstes Zeitalter; sie unterdrückten noch merklicher als die Ommajiaden die Freyheit des nicht mehr von begeisternder Glaubenskraft erglühenden Volkes; sie ver-

trauten dem Glanze der Herrschermacht und dem Schutze des ihnen ergebenen Heeres. Kunst und Wissenschaft blühten unter ihnen auf, Gewerbfleiß und Handel erhielten Leben, und an ihrem Hofe gestaltete sich die Feinheit des sinnlichen Lebensgenusses.

Der Nachfolger Abulabbas, des blutbefleckten Stifters dieser Dynastie, al Mansur, unterdrückte mit harter Gewaltthätigkeit und blutiger Strenge die Empörungen der Ommajiaden und kämpfte siegreich gegen Ostrom. Dieser Khalife erbaute das prächtige Bagdad und erhob es zum Sitze der Regierung. Durch syrische Aerzte, deren Einfluß und Ansehen mit der Schwelgerey am Hofe zunahm, erwachte Aufmerksamkeit für griechische Literatur, und schon begann die Uebersetzung und Benützung mancher wissenschaftlichen Schriften. Unter seinem eben so prachtliebenden Sohne al Mohdi wurde im J. 784 Ostrom dem arabischen Hofe zinnsbar. Unruhig war die kurze Regierung seines Sohnes Mus al Hadi, nach dessen Ermordung 786 Harun al Raschid den Thron bestieg. Schon als Jüngling hatte er sich durch Großthaten

die allgemeine Achtung erworben, als Herrscher gewann er sich durch seine seltenen und vortrefflichen Eigenschaften Bewunderung, und erbaute sich ein immer bleibendes unvergängliches Denkmal in der Geschichte. Er liebte Frieden und Gerechtigkeit, war duldsam, ließ den Künsten Pflege, dem Gewerbfleiße Unterstützung angedeihen und trat mit dem Auslande in politische Verbindung. Unter seinem Sohne, (al Mamun) der den Thron gegen Meutereyen und durch Besiegung (812) seines Bruders al Amin behauptete, blühten Kunst und Wissenschaft am üppigsten, und noch heutzutage findet man in Asien Denkmäler dieser goldenen Zeit arabischer Kunst. In kühnem Streben, und mit regem Fleiße wurden die Hauptwerke der Griechen über Medizin, Mathematik, Astronomie, Physik und Philosophie ins Arabische übersetzt; durch eigenes Studium wurde das Feld der Mathematik, Astronomie und der Physik bedeutend erweitert, viele Schulen, Bibliotheken, Hospitäler angelegt, prächtige Gebäude aufgeführt und geschmackvolle Kunstanlagen zu Stande gebracht. Aber schon lange war der Verfall des ungeheueren Staates vorbereitet, der religiös-kriegerische Geist war

erloschen und Genußgierde mit Selbstsucht waren an dessen Stelle getreten. Mehrere Provinzen hatten sich losgerissen: der Ommajiade Abdorrhaman gründete 753 in Spanien ein selbstständiges Reich, dessen Sitz Cordova wurde; der Fatimite Edris 762 in Fez (Fes) und der Aglabite Ibrahim in Tunis behaupteten sich als unabhängige Fürsten. Der Gehorsam vieler Statthalter in Indien und Persien war zweydeutig; die unterworfenen Völker waren zu ungebildet, oder zu verweichlicht, um von ihrer Treue etwas erwarten zu können. Am schwarzen Meere drohte die Macht der Türken, von welchen einige Stämme durch arabische Uebermacht zum Islam gezwungen worden waren.

Die großen Wüsten, Steppen und Gebirge, die sich von China aus bis an die Donau erstrecken und das nördliche Asien in sich begriffen, wurden von verschiedenen rauhen, wilden aber kräftigen Völkern bewohnt, welchen man den gemeinschaftlichen Namen Skyten oder Tartaren (eigentlich Tatern) beylegte.

Diese wilden Horden waren gewohnt, immer von Zeit zu Zeit in das Gebiet ihrer mehr

cultivirten Nachbarn einzufallen, dasselbe zu plündern und zu verheeren, und öfters behielten sie auch das Gebiet selbst, und ließen sich in solchen, durch sie eroberten Ländereyen, nieder. Einen solchen Stamm nun machten die Turkmannen oder Türken aus. Sie hatten ursprünglich ihren Sitz jenseits des caspischen Sees, von wo sie aus Raubsucht im achten Jahrhundert herabkamen, und sich Armeniens bemächtigten, das von ihnen Turkomanien genannt wurde. Hiedurch wurden sie nun Nachbarn, zum Theil auch Feinde, zum Theil Verbündete und auch Unterthanen der Khalifen.

Das schon früher durch Abtrennung bedeutender Staaten, und durch den Ungehorsam mehrerer Provinzen geschwächte arabische Weltreich lößte sich in viele selbstständige, öftern Umwälzungen ausgesetzte kriegerische Reiche auf, sein Schicksal wurde durch die Türken entschieden. Von den durch Araber unterworfenen türkischen Horden wurden dienstfähige Jünglinge und Männer in den Regierungssitz der Khalifen gebracht, und aus ihnen bildete der Khalife al Motasem, Mamuns Bruder und Nachfolger, einer Garde von 50,000

Mann, welche bald wurde, was die Prätorianer in Rom waren. Ihr Ansehen stieg unter Harun II. und Dschafar (erw. 861), deren persönliche Schwäche mit immer haufigeren Empörungen zusammen traf; viele Feldherrnstellen und Statthalterschaften kamen an Türken. Mostanser, der Vatermörder, war von der türkischen Leibwache, die ihn 861 auf den Thron gesetzt hatte, abhängig, und dessen Oheim und Nachfolger Mostain überließ ihr die Wahl ihres Obristen, der zugleich Emir al Omrah (Staatsminister) war. Die folgenden Khalifen waren Werkzeuge der Türken, und Moktadi Billah büßte 907 sein männliches Streben nach Freiheit mit dem Leben. Ein von dem Khalifen al Radhi verabschiedeter Emir al Omrah entfloh nach Dilem in Kerman zu dem Bujiden Ahmed und reitzte ihn zu Bagdad's Eroberung auf. Ahmed gab das auf Bagdad und dessen Umgebung beschränkte Khalifat, oder eigentlich die Würde des Iman, an Mothi, und wurde mit dem Beinahmen Möezzodaulat (starker Schutz des Staates) oberster Emir, und machte dieses Amt erblich in seiner Familie, welche Ein Jahrhundert in dessen Bsietz blieb.

Persien war noch immer in einer Art von geistlicher Lehens-Verbindung mit den Khalifen, doch waren seine Regenten eigentlich nur dem Namen nach abhängig von Bagdad, und einer derselben, der Gaznevide Mahmud hatte sein Gebiet von Transoxiana bis nach Ispahan, und vom caspischen See bis zum Indus erweitert, und erhielt von den Khalifen den Titel eines Sultans. Als sein Sohn Massud zu dieser Würde gelangt war, brachen Schaaren seldschuckischer Türken in sein Gebiet ein, und nahmen unter Anführung Tongrul's oder Togrul-Bey, der auch in mehreren unserer Geschichtbücher als Tangrolipix, auch als Toggul Beck aufgeführt wird, dieses Reich in Besitz. Der Khalife Abdullah V Kajem Beamrallah rief 1055 diesen Tongrul gegen aufrührerische Emire zu Hülfe, welcher nach dreymaliger Eroberung Bagdads, zum Sultan von Morgen und Abend ernannt wurde, und die Würde des Emir al Omrahs in seiner Familie erblich machte. Noch immer war das Reich der Khalifen ausgebreitet, und ihre Lande von großem Umfange, doch sie selbst hatten beinahe gar keine Macht, sondern waren nun nur mehr

eigentlich ein geistliches Oberhaupt, dagegen waren ihre Stellvertretter, die Sultane und zugleich Emire al Omrah, mit der ganzen Gewalt der Regierung bekleidet. Togrul Bey machte große Eroberungen; sein Nachfolger und Neffe, Abu Dschadscha Mahomet Saadodaulat, oder die Glückseligkeit des Staates, kämpfte siegreich gegen Ostrom, und beherrschte alle Reiche zwischen Gihon und Tigris. Dessen Sohn Malek Schah Dschelaleddin, oder Ruhm der Religion, unterwarf sich Klein-Asien und Syrien, und erweiterte sein Reich bis an Chinas Gränzen; bald aber nachher lößte sich der Staat in mehrere Dynastien auf, und kam gänzlich in Verfall.

Nochmal schien sich das Khalifat zu Bagdat unter Ahmed VI. zu erheben; aber bald erlosch dasselbe gänzlich, als der Abbaside Abdallah auf Befehl des Mogolen Hulaka im Februar 1258 hingerichtet wurde. Die vielfach getheilte Macht der Seldschucken erlag häufigen Empörungen und dem Waffenglück neuer einbrechenden Horden der Mongolen. Am längsten (bis 1208) erhielt sich das seldschukische Sultanat von Ikonium oder Rum

unter fortwährenden Kämpfen mit Franken und Morgenländern; zerrüttert durch innere Unruhen, gedemüthigt durch Mongolen, zerfiel es endlich in mehrere kleine Dynastieen, und aus seinen Trümmern erhob sich in Bithynien die schnell aufstrebende Macht der Osmanen.

Hier beginnt eigentlich die Geschichte des türkischen Reiches, welches sich mit unglaublicher Schnelle verbreitete und befestigte. Nicht wenig trug hiezu ihre unaufhörliche Sucht nach der allgemeinen Welterobezung, (da sie die ganze Erde als ihr Eigenthum ansahen,) und die Ausbreitung ihrer Religion bey, wozu sie wohl durch geistliche und weltliche Beweggründe angefeuert wurden, und nie eine Gelegenheit versäumten, jeden Vortheil zu benützen, weil sie zur Erreichung ihres Zweckes keine Ungerechtigkeit oder Treulosigkeit, nicht den Bruch der Schwüre und Verträge scheuten. Ihre Einigkeit in Religions- und Staatsangelegenheiten, ihr persönlicher Muth, ihre Tapferkeit im Kriege, die noch durch den Erfolg und durch den Religions-Enthusiasmus erhöht wurde; ihre

allgemeine Ehrfurcht gegen ihre Regenten, ein so uubedingter Gehorsam gegen ihr Oberhaupt, wovon man bisher in der Geschichte noch gar kein Beispiel hatte; ihre strenge Beobachtung der Mannszucht, ihre kriegerische Erziehung und die frühzeitige Bekanntschaft mit den Waffen, ihre große Mässigkeit, und die daher rührende ununterbrochene Gesundheit und Körperstärke gaben ihnen ein entscheidendes Uebergewicht über alle ihre Gegner. Die Ausplünderung ihrer Feinde und die großen Belohnungen, welche der Auszeichnung an Tapferkeit zu Theil wurden; die Märtyrerkrone, welche diejenigen erwartete, die auf dem Schlachtfelde blieben; der Weg zur Ehre, der jedem gemeinen Soldaten offen stand, da jeder Groß-Vezier, ja selbst ein Verwandter des Herrschers werden konnte; die strenge und nie ausbleibende augenblickliche Bestrafung des Ungehorsams, der Verrätherey, der Unordnung oder Feigheit; der kriegerische Geist ihrer Regenten, die sich jederzeit an die Spitze der Heere stellten, und zugleich auch Heerführer waren, und ihre, weder durch bürgerliche noch durch religiöse Gesetze eingeschränkte Macht begeisterte sie, und

lehrte ihnen Gefahren verachten, und kühn, den Tod nicht scheuend, ihren Feinden zu begegnen, und dieselben zu besiegen.

Unerschöpflich waren die Hilfsquellen, ihre Heere zu ergänzen, da sich jeder Mahometaner, der zum Kampfe aufgefordert wird, für verpflichtet hält, die Waffen zu ergreifen; auch verstärkten sie beständig ihre Truppen durch die Kinder ihrer christlichen Gefangenen die sie in der mahometanischen Religion erzogen, und in dem Gebrauche der Waffen unterrichteten.

Aus diesen Ursachen lassen sich ihre zahlreichen Siege sehr leicht erklären, und es ist sich nicht zu wundern, daß sie die sämmtlichen Reiche der Kalifen, das griechische Reich, (Ost-Rom) Makedonien, Epirus, den Peloponnes, Servien, Bosnien, Bulgarien, Syrien, Palästina, Aegypten, u.s.w. erobert haben, besonders wenn man bedenkt, daß ihnen ihre Gegner in jeder militärischen Eigenschaft gemeiniglich sehr weit nachstanden.

Wohin die Türken ihre Herrschaft ausgebreitet haben, da sind auch Wissenschaften,

Künste, Handel, die Annehmlichkeiten und die Kenntniß des menschlichen Lebens gesunken. Sie selbst allein sind nicht blos unduldsam gewesen, sondern sie haben auch in andern den Funken des Geistes unterdrückt; sie haben sogar die Denkmähler des Alterthums mit einer Art von wilden Frohlocken zerstöret, und sich als eine wahre Geisel der Menschheit erwiesen.

Indem ich so den damaligen Zustand der Türken in etwas geschildert, und die Hauptursachen ihrer so schnellen und so ausgebreiteten Eroberungen gezeigt habe, wende ich mich nun zu der Geschichte ihrer Herrscher.

Othmann I. (Osman).

Als dieser Beherrscher der Türken, der ein Abkömmling von dem berühmten Gengis Khan ist, den Titel eines Sultans annahm, beherrschte er ein ganz kleines Gebiet, dessen Hauptstadt Karahhissar war. Von hier aus fing er seine Eroberungen an, unterwarf sich die meisten kleinern Herrschaften, in die das Sultanat von Ikonium zerfallen war. Er nahm Brusa in Bithynien ein, und machte es zum Sitze der Regierung. Er kämpfte

siegreich gegen Ostrom, nahm Nikäa ein und unterwarf sich den größten Theil von Kleinasien. Er starb im Jahre 1328.

Orkhan.

Ein Bruder Osmanns folgte ihm in der Regierung. Das durch Osmann eroberte Nikäa hatten die Griechen früher wieder eingenommen, dieser Sultan aber nahm es durch Ueberrumplung zum zweiten Male ein, machte alle Einwohner zu Sclaven und verlegte seine Residenz dahin. Als er seine Eroberungen schon bis an den Hellespont ausgedehnt hatte, gestattete ihm sein Ehrgeiz und sein Eifer den Islam auszubreiten, nicht hier stehen zu bleiben, sondern er setzte über denselben und eroberte Galipolis. Er starb 1349, nochdem er 22 Jahre regiert hatte. Er war ein grausamer und höchst ungerechter Feind und Verfolger der Christen.

Amurat I.

Ein Sohn Orkhans trat in die Fußstapfen seines Vaters, suchte seine Eroberungen auszubreiten und den christlichen Glauben auszurotten.

Seiner ausgebreiteten Eroberungen wegen finden wir ihn auch in mehreren Geschichtsbüchern mit dem Beynamen Gagi (Eroberer) beehrt. Er eroberte viele Städte in Thrazien, und unter diesen auch Adrianopel, das er zur Hauptstadt seines Reiches machte, weil es die beste Lage hatte, seine Eroberungen in Europa fortzusetzen. Amurat errichtete das lange furchtbare und berühmte Corps der Janitscharen, das in der Folge die Hauptstärke des türkischen Heeres ausmachte. Er eroberte Serbien mit der Hauptstadt Nissa nebst Appolonia am Berge Athos. Da er mit dem Sultan von Karamanien in Streit gerathen war, so eroberte er sein Land, entthronte ihn jedoch nicht, weil er sein Schwiegersohn war, legte aber auf diese Art den Grund zu der ausgebreiteten Herrschaft der Osmanen in Asien.

Da er gegen den Fürsten Lazarus von Serbien in den Feldern vor Cosova eine Schlacht lieferte, die er auch gewann, und in der er keinen Pardon gab, wurde er 1372 von einem schon verwundeten Diener des Fürsten Lazarus erstochen. Seit diesem Vorfalle

werden allen zur Audienz kommenden christlichen Gesandten mit ihrem Gefolge die ganze Zeit über, die sie im Audienz-Saale zubringen, von zwey Kämmerern die beyden Hände gehalten. Er hatte eine unglaubliche Menge Christen eigenhändig ermordet, und ließ dem griechischen Kaiser kaum etwas mehr als die Stadt Constantinopel übrig.

Bajazet I.

Als er zur Regierung kam ließ er sogleich seinen jüngeren Bruder Jacob erwürgen. Dieß war das erste Beyspiel von der nachher so gewöhnlichen grausamen Sitte, die Prinzen zu ermorden.

Im ersten Jahre seiner Regierung eroberte er Kratowa in Serbien, das ihm mit der Bedingung übergeben wurde, daß die da wohnenden Christen ungehindert ziehen könnten; allein er schickte ihnen nach und ließ sie alle wider den getroffenen Vertrag ermorden. Er drang in Bosnien ein und schleppte alle diejenigen Einwohner in die Sclaverey, die er dazu tauglich fand. Er setzte über die Donau (dieß war das erste Mal, daß die Türken

über diesen Fluß gingen), beging in der Wallachey die schrecklichsten Grausamkeiten und verlangte alsdann einen jährlichen Tribut von diesem Lande. Den 29sten September 1395 kämpfte er siegreich gegen den ungarischen König Sigismund. Im Heere Sigmunds befanden sich auch bey 2000 französische Edelleute unter Anführung des jungen Herzogs Johann von Burgund, eines Sohnes Philipps des Kecken, durch deren übereilte Hitze die Schlacht größtentheils verloren ging. Diese wurden nun fast alle gefangen, und Bajazet war so grausam, daß er sie alle, nur den jungen Herzog und noch fünf ausgenommen, hinrichten ließ. Constantinopel belagerte er zwey Mal und gedachte dem oströmischen Kaiserthum ein Ende zu machen; allein der Mongole Tamerlan (der lahme Timur), der sich Persien und mehrere Reiche in Asien unterworfen hatte, wurde von den durch Bajazet bedrohten Fürsten zu Hülfe gerufen, und Bajazet war gegen Tamerlan so unglücklich, daß sein Heer gänzlich geschlagen, er selbst aber gefangen wurde. Hier erzählen nun mehrere, und hierunter zwar sehr glaubwürdige Chroniken, daß Bajazet in einen eisernen Käfig gesperrt

worden, an dessen Stangen er sich im Jahre 1398 das Gehirn eingestoßen habe. Allein andere, und hierunter auch die der Schule des Serails, erwähnen nichts hiervon, sondern erzählen, daß er in dem Lager Tamerlans in Karamanien vom Schlage getroffen, gestorben sey. Alle stimmen darin überein, daß seine Gefangenschaft sehr hart, und er sehr übel und entehrend behandelt worden sey, was sich auch nicht bezweifeln läßt; denn Tamerlan, obwohl nicht ohne wissenschaftliche Kenntnisse, war so grausam, daß sein größtes Vergnügen darin bestand, recht viele abgehauene Köpfe besiegter Feinde vor sich aufhäufen oder aufstecken zu sehen.

Mahomet I.

Nach seiner Thronbesteigung ermordete er seine Brüder, nachdem er sie in einem langwierigen Bürgerkriege überwunden hatte, und vereinigte so das zerstückelte Reich wieder. Den Fürsten Karamaniens, der Brusa belagerte, schlug er; leistete den Wallachen wider den ungarischen König Hülfe, und eroberte alles wieder, was sein Vater verloren hatte.

Er hatte aber nicht Zeit, sein Reich sehr zu vergrößern und starb 1415.

Amurat II.

Dieser war der älteste Sohn Mahomets. Bey seinem Regierungsantritt ließ er seinen Bruder Mustapha erdrosseln und bezwang die aufrührischen Fürsten in Asien. Er machte sich die Wallachey zinsbar und vertrieb im Jahre 1427 den Fürsten von Serbien, trotz dem Bündnisse, das er mit demselben, der sein Schwiegervater war, geschlossen hatte. Im Jahre 1432 eroberte er Thessalonika (Salonichi) und ließ Männer, Weiber und Kinder ermorden, ausgenommen diejenigen, die zur Befriedigung thierischer Begierden, oder zu harter Arbeit bestimmt wurden. Die Grausamkeiten, die er hier beging, sind unbeschreiblich und übertreffen alle Vorstellung. Im Jahre 1429 drang er in Ungarn und Siebenbürgen ein, eroberte Zendrin und ließ den beyden Söhnen des Despoten (Fürsten) der Raizen, die das Commando in der Stadt hatten, die Augen ausstechen und sie entmannen, die Einwohner aber alle ohne Ausnahme niederhauen. Greuel aller Art bezeichneten seine

Züge. Bey seinen Einfällen in der Wallachey wüthete er mit Feuer und Schwert und verwandelte das Land in eine Wüste. Nur der berühmte Scanderbeg, der unter dem Namen Georg Castrioto Albanien beherrschte, leistete ihm Widerstand und schlug seine Heere.

Im Jahre 1440 belagerte er Griechisch-Weissenburg, mußte aber unverrichteter Dinge wieder abziehen. In den Jahren 1441, 42 und 43 wurden seine Heere von dem tapfern Feldherrn der Ungarn, Johann Hunniades, fünf Mal geschlagen, und Amurat hiedurch bewogen, mit den Ungarn Friede zu schließen, welchen aber der ungarische König Uladislaus, Einflüsterungen gehörgebend und den Rath seines versuchten Feldherrn verwerfend, im Jahre 1444 brach. An dem Flusse Varna trafen sich die Heere. Amurat siegte, Uladislaus selbst verlor im Treffen das Leben.

Während er im Jahre 1445 den Peloponnes und ganz Griechenland eroberte, wurde eine Abtheilung seines Heeres von Hunniades, den die Ungarn auch deswegen Fulmineus, terror Turcarum nannten, gänzlich aufgerie-

ben. Den Manen seines Vaters opferte er 600 griechische Gefangene, und verheerte das Land; alles Große und Schöne wurde zerstört, und er wiederholte seine gewöhnlichen Grausamkeiten. Im Jahre 1448 schlug er den Hunniades in den Cosovischen Feldern, war aber durch Scanderbeg verhindert, seinen Sieg zu verfolgen. Das türkische Reich vergrößerte er ansehnlich, vermehrte das Corps der Janitscharen und machte diese furchtbarer, als sie je vorher gewesen waren.

Dieser grausame Tyrann starb vor Alter und Gram, weil ihm sein Angriff gegen Scanderbeg im August 1450 mißlungen war. Er war bey Beobachtung der Verträge gewissenhafter als irgend einer seiner Vorgänger, indessen muß man wissen, daß er blos im Nothfalle und wenn er am Siege verzweifelte, Verträge schloß.

Mahomet II.

Dieser ist der gefeierte Held in den Jahrbüchern der Osmanen. Von allen Sultanen war dieser das größte Ungeheuer an

an Treulosigkeit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Mahomet II., der älteste Sohn Amurats, begann seine schändliche Regierung mit der Ermordung seiner beyden Brüder. Hierauf bot er dem Kaiser von Constantinopel, und dem Fürsten von Servien, seinem Großvater von mütterlicher Seite, ein Bündniß an, traf aber zugleich Anstalten zur Belagerung von Constantinopel. Sein Wort, sein Versprechen, seine Bündnisse, ja selbst seine heiligsten Eide auf den Koran hielt er nur so lange, als es seinen Absichten entsprach.

Am 29. Mai im Jahre 1453 eroberte er Constantinopel. Dieses ist vielleicht der schrecklichste Kampf, der je geliefert wurde. Mit Verzweiflung wehrten sich die Belagerten, mit der tollsten Wuth, und mit ungeheuerer Anstrengung griefen die Türken an. Der hochherzige Johannes, der dortmals Kaiser war, eines bessern Schicksales würdig, fiel im Kampfe bey Vertheidigung der Stadt. Lechzend nach Blut, mit fürchterlichem Lärmen, drangen die Barbaren in die Stadt; wehrlose Männer, Weiber und Kinder erschlugen sie zu Tausenden, ohne alle Rücksicht

auf Würde oder Schönheit, auf Alter oder Jugend, auf Geschlecht oder Stand. Alles was nur konnte, flüchtete sich in die Sophien-Kirche in der Hoffnung, daß die Heiligkeit des Ortes jedem, von welcher Religion er auch seyn mögte, Achtung gegen die Pflichten der Menschheit einflößen würde; allein alle wurden hier erschlagen, sehr wenige ausgenommen, die man zu Absichten, die noch schrecklicher als der Tod sind, aufbewahrte: die Kirche wurde in einen Stall verwandelt. Jeder gemeine Soldat erhielt die Erlaubniß, drey Tage lang ungestört zu morden, zu schänden und zu rauben. Hunderttausend Barbaren befriedigten ihre Habsucht, ihre Grausamkeit, und ihre thierische Lust. Das Elend der Einwohner übersteigt alle Beschreibung. Drei Tage und drei Nächte hindurch ertönte die Luft von ihrem Geschrey. Der Sultan hörte es in seinem Lager, und wurde dadurch in den Schlaf gewiegt; heulend vor Mitleid liefen die Hunde aufs Feld, oder sprangen in die See.

Nach drei Tagen wurden die wenigen Christen, die man zu den grausamen Absich-

ten der Sieger aufbewahrt hatte, wie Schweine aufs Feld getrieben. Der Sultan hielt seinen Einzug in die Stadt; bald wurde sein Pferd durch Haufen der Erschlagenen aufgehalten, bald watete es wieder durch Teiche von Blut. In der Sophienkirche gab er seinen Paschas und Offizieren ein prächtiges Gastmahl, und während er schmaußte, befahl er zu seiner und seiner Gäste Vergnügen eine große Menge seiner Gefangenen, und zwar von denjenigen, die sich am meisten durch ihre Geburt, Würde und Gelehrsamkeit auszeichneten, unter welchen sich viele Anverwandte des gebliebenen Kaisers befanden, zu tödten; diese Feste widerholte er täglich, bis er den ganzen griechischen Adel, Priester, Gelehrte, ja alle merkwürdigen Personen beiderley Geschlechts und von jedem Alter, die in seine Hände gefallen waren, hatte ermorden lassen. Viele venetianische Senatoren, genuesische Adeliche und reiche Kaufleute befanden sich unter den Gefangenen; diese wurden ebenfalls zu seiner und des Hofes Belustigung bei seinen Tafeln umgebracht.

Im Jahre 1456. belagerte er Belgrad; doch die tapfere Gegenwehr, und die guten

Anordnungen des Hunniades verhinderten die Einnahme, und den 6. August wurde sein 150,000 Mann starkes Heer durch einen Ausfall geschlagen, er selbst aber am Kopfe gefährlich verwundet. Bei diesem Treffen hat er sein ganzes Geschütz verlohren. Im Jahre 1461 eroberte er das Reich von Trebisond, und ließ die ganze kaiserliche Familie ermorden; 1462 Lesbos und mehrere Städte im Peloponnes; 1463 Bosnien, dessen König Stephan ermordet wurde; 1446 Epirus; 1470 drang er den Venetianern Euböa ab; 1474 besiegte er den Perserkönig, der auch das Leben verlohr; 1475 wurde er aber von den moldauischen Woiwoden zurückgeschlagen; 1480 griff er Rhodus vergeblich an.

Als er im Jahre 1481 Otranto in Italien eroberte; ließ er dem türkischen Gebrauche gemäß alle Einwohner ermorden, blos einige ausgenommen, die er zu Sklaven auswählte, und bereitete sich zu einem Zuge nach Asien, starb aber zu Nikomedia den 3. Mai 1481. wahrscheinlich durch Vergiftung. Dieses unmenschliche Ungeheuer ließ während seinem Leben über 800,000 Christen beiderley Ge-

schlechts ermorden; er war der erste, der den Kaisertitel annahm.

Bajazet II.

Dieser war der älteste Sohn des verstorbenen Sultans; er mußte einen langwierigen Krieg gegen seine Brüder führen, die er bei seiner Thronbesteigung nicht gefangen nehmen und ermorden lassen konnte. Seine Eroberungen breitete er an der Donau aus; 1487 griff er ohne Veranlassung Egypten an; 1499 und 1500 bekriegte er die Venetianer und nahm Naupakt, Methon und andere peloponesische Städte ein; 1510 unterdrückte er einen religiösen Aufstand in Asien. Er hatte den Vorsatz, das ganze Janitscharenkorps umbringen zu lassen; da derselbe aber entdeckt wurde, so kam Bajazet selbst in die größte Gefahr, und konnte sein Vorhaben nicht ausführen.

Nach einer sehr unruhigen Regierung wurde er 1512 gezwungen, dieselbe seinem Sohn zu übergeben, der ihn auch sogleich vergiften ließ.

Selim I.

Dieser Vatermörder war eines der größten Ungeheuer. Seinen ältesten Bruder erdrosselte er eigenhändig, und mordete seine fünf Söhne; einen andern Bruder, der in seine Hände fiel, ließ er erwürgen. Den Perserkönig Hismael Sophi besiegte er, lies Tauris ausplündern, und machte große Eroberungen in Asien. Nach einem harten Kampfe eroberte er Damask, Jerusalem und ganz Egypten. Nach einer blutigen Regierung starb er 1520. nahe bei einem Dorfe in Thrazien, wo er vor 8 Jahren die Waffen gegen seinen Vater ergrief. Einige behaupten, er sey am Krebse, andere aber an Gift, das ihm ein jüdischer Arzt, Hamon, beigebracht habe, gestorben. Seinem Sohn befahl er, seine Waffen gegen die Christen zu wenden, und hinterließ ihm viele weise, aber schrecklich blutige Lehren.

Soliman II.

Dieser Herrscher biethet ein sonderbares Gemische von Edelmuth, Barbarey und Grausamkeit dar. Unstreitig ist er einer der größten Helden

des türkischen Reiches, und bei einer bessern Erziehung würde er einer der besten und größten Männer geworden seyn. Im Jahre 1522 griff er die Ungarn wegen der, seinem Gesandten erwiesenen schnöden Behandlung an, und eroberte Belgrad. Zu Ende des Jahres 1522 nahm er den Johanniterrittern Rhodus weg, das sie schon über 200 Jahre besessen hatten. Merkwürdig ist, was er zu dem Großmeister sagte, nachdem er die Capitulation unterzeichnet, und zu halten geschworen hatte:

„Ob ich schon mit Recht die Artikel, die ich einem solchen Feinde vorgeschrieben habe, brechen könnte, von dessen verdienter Strafe sich selbst der gerechteste Sieger weder durch Treue, noch durch Eide abhalten lassen sollte, so habe ich mich doch entschlossen, gegen dich gnädig zu seyn, wenn du dein Leben durch Gutes thun bessern willst, und will dir in meinem Dienste eine wichtige Stelle geben“ u. s. w. Als ihm der Großmeister hierauf antwortete: „daß er den Tod vorziehe,“ erstaunte Soliman hierüber, und gewohnt, auch in dem Feinde hohen Muth zu verehren, hielt er die

Capitulations-Artikel pünktlich. Bei der Abreise des Großmeisters von Rhodus sagte er zu ihm: „Nicht aus Haß verfuhr ich so mit dir. Krieg führe ich nicht aus Habsucht, sondern der Ehre, des Ruhms, der Unsterblichkeit und der Vergrößerung meines Reiches wegen. Ein Regent von königlichem Blute muß andere bekriegen, und ihr Gebieth erobern, nicht wegen geldgieriger Absichten, sondern um zu regieren und zu herrschen, denn so lange mein Nachbar mächtig ist, halte ich es für gerecht, ihn durch die Gewalt der Waffen zu vertreiben.“

Im Jahre 1526 machte er neuerdings einen Einfall in Ungarn, und schlug die Ungarn bei Mochatz, deren König Ludwig auch in selbigem Treffen das Leben verlohr; hierauf eroberte er Pest und Ofen, und ließ die teutsche Besatzung daselbst am Leben, die ungarischen Einwohner aber alle erwürgen. 1520 unterstützte er Johann Zapolias gegen Ferdinand von Oestreich, (der zum ungarischen König von den Ständen gewählt wurde, und bereits Ofen 1527 wieder eingenommen hatte) eroberte Ofen nebst mehreren Städten und Fe-

stungen in Ungarn, und drang bis Wien vor, das er vom 21. September bis zum 14. Oktober belagerte, konnte aber gegen die tapfere Gegenwehr der Belagerten, die unter den Befehlen das Pfalzgrafen Philipp standen, nichts ausrichten. Bei seinem Abzug schleppte er über 100,000 wehrloser Christen, durchaus Landvolk, mit sich fort in die Sklaverey. Mehrere tausend Weiber und alte Leute ließ er niederhauen, unmündige Kinder spießen, und auf die Zäune stecken. Den vierten Einfall in Ungarn machte er 1532 und belagerte Gunz am Neusiedler See, welches Nikolaus Jurischitz gegen seine ganze ungeheure Armee mit einer unbedeutenden Besatzung bis aufs Aeußerste vertheidigte, und erst dann capitulirte, als die Türken bereits den Hauptwall erstürmt hatten. Als nun Soliman erfuhr, daß die Besatzung so unbedeutend sey, ließ er den Commandanten zu sich kommen, lobte ihn seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit wegen, und zog ab, ohne die Festung, nach dem getroffenen Accord in Besitz zu nehmen, sondern überließ sie der christlichen Besatzung unangefochten. In diesem Feldzuge konnte er nichts ausrichten, son-

dern mußte sich, weil König Ferdinand, verbunden mit dem römischen Kaiser, zu wohl gerüstet war, wiederum zurückziehen. In den Jahren 1535 und 36 bekriegte er die Perser, und brachte Mesopotamien und Babylon unter seine Gewalt; 1537 griff er Corcyra an. Den fünften Einfall in Ungarn machte er 1541 und setzte zu Ofen einen Pascha ein; 1542 schlug er die Einfälle der Teutschen zurück; 1543 eroberte er Gran und Stuhlweissenburg; 1546 machte er Friede mit Ferdinand, dem ungarischen König. Neuerdings bekriegte er 1549 und 1550 die Perser, und setzte an die Gränzen von Medien und Armenien einen Beglerbeeg; 1551 eroberte er Tripoli, und 1552 Themeswar mit den umliegenden Städten; troz der abgeschlossenen Capitulation wurde die Besatzung von Themeswar getödtet. Seinen Sohn Mustapha ließ er sammt seinem Enkel 1553 eines Verdachtes wegen vor seinen Augen erwürgen; man fand nachher, daß er unschuldig gewesen war. Ghihangar Solimans zweiter Sohn, brachte sich aus Verzweiflung selbst um. Wiederum fiel er 1556 Ungarn an, und belagerte Zigeth, aber vergeblich. Seinem Sohn Bajazet, der

sich gegen ihn empörte, ließ er nebst den fünf Kindern desselben erwürgen. Im Jahre 1565 schickte er eine Flotte nach Malta, die das Fort St. Elmo eroberte und den Genuesern Chios abnahm. Das letzte Mal fiel er 1566 in Ungarn ein, und belagerte Zigeth, das durch den tapfern Grafen Zrini vertheidigt wurde; hier endete er sein Leben in seinem Zelte durch den Blutsturz den 4. Sept. in seinem 76. Lebensjahre.

Selim II.

Dieser fieng seine Regierung mit Verachtung seiner Religion an, und gab seinen Nachfolgern das verderbliche Beispiel, nicht selbst in den Krieg zu ziehen, sondern das Heer durch Veziere anführen zu lassen. Bei seiner Thronbesteigung trank er auf dem Throne sitzend mit Feierlichkeit öffentlich zwey Becher Wein aus, da doch der Genuß des Weines jedem Muselmanne durch seine Religion verbothen ist. Sogleich nach seinem Regierungsantritte reißte er nach Belgrad dem nach der Eroberung von Zigeth zurückkehrenden Heere entgegen, bei wel-

chem das Ableben seines Vaters durch die Klugheit des Veziers Mahomet noch unbekannt war. Wider Vermuthen, und wider den Gebrauch der Türken fiel hiebei nicht die geringste Unordnung vor, sondern das Heer war durch diese Nachricht und den Anblick des neuen Sultans so sehr überrascht, daß ein dumpfes Schweigen und Ruhe bei demselben allgemein herrschte. Im Jahre 1568 schloß er mit dem römischen Kaiser Max, der zugleich König von Ungarn war, auf 8 Jahre Frieden; eine Haupttriebfeder hievon mag wohl die Empörung mehrerer Statthalter in Asien gewesen seyn, die er unterdrücken mußte. Im Jahre 1570 griff er die Venetianer an, und nahm ihnen in den beiden Jahren 1570 und 1571 Cypern und einen großen Theil von Dalmatien ab. In diesem Kriege wechselten Grausamkeit mit Meineid bei den Türken unaufhörlich. Im Jahre 1574 wurden die Türken zur See heftig geschlagen, und beinahe ihre ganze Seemacht vernichtet. Sinan Bascha eroberte das Tunetanische Königreich, und schleifte Goleta. In die Moldau schickte er gegen den Woiwoden Ivonica ein Heer, welches denselben anfänglich schlug, aber doch endlich zum Frieden

gezwungen wurde, den die Türken siebenmal zu halten beschwuren; allein der Kaputz Bascha ließ uneingedenk seines Eides den Woiwoden am 11. Juni 1574 erwürgen. Die Moldau wurde hierauf von den Türken verheert, und alle Adeliche und viele Tausend Christen umgebracht. Noch in demselben Jahre den 9. Dez. starb Selim am Fieber.

Amurat III.

Der älteste Sohn des verstorbenen Sultans dessen Tod so lange verheimlichet wurde, bis der neu ankommende Sultan den Thron bestiegen hatte. Die Janitscharen, die bei solchen Gelegenheiten während der Zwischenzeit ihre Mitbürger, die Christen und die Juden zu plündern, ja sogar zu ermorden pflegen, wurden in ihrer Hoffnung getäuscht, murrten, und fiengen an unruhig zu werden; nur durch große Summen konnten sie wieder zur Ruhe gebracht werden. Bei seiner Thronbesteigung ließ Amurat fünf seiner Brüder in seiner Gegenwart erdrosseln. Ob er gleich einen friedfertigen Charakter hatte, so setzte er doch die Kriege seines Vaters fort, weil er befürchtete

er mögte für ausgeartet vom ottomanischen Stamm gehalten werden, er selbst aber zog nicht zu Felde. Im Oktober des Jahres 1575 fiel er in Rußland und in Pohlen ein, und richtete ein großes Blutbad an. Gleichzeitig berathschlagte man im Divan, ob das Bündniß mit den Ungarn, oder mit den Persern gebrochen werden sollte; denn die Türken halten es für gerecht, so bald es das Interesse ihres Reichs betrifft, alle Eide und Verträge zu brechen, die sie mit denjenigen geschlossen haben, die nicht ihres Glaubens sind. Das Loos traf Persien, und der Krieg wurde gegen Mahomet Hodabende, den König der Perser, 14 Jahre lang, mit abwechselndem Glücke geführt; das Ende desselben war für die Türken günstig. Sie begiengen ihre gewöhnlichen Grausamkeiten, und die Janitscharen, welche nicht mehr gehorchen wollten, auch größtentheils ihre Mannszucht verloren hatten, fingen an, ihre Befehlshaber zu ermorden, sobald sie mit ihnen unzufrieden waren. Amurat hatte ihren Kindern erlaubt, sich in ihr Corps einschreiben zu lassen. Im Jahre 1592 ließ er Ungarn angreifen. Anfangs waren die Türken glücklich. Im Juni 1503 aber

wurden sie bei Siseck geschlagen, und beinahe gänzlich aufgerieben. Gleichzeitig griffen die Perser und Georgier die Türken an. Im Oktober desselben Jahres wurden die Türken nochmahl bei Stuhlweissenburg geschlagen; die Folge davon war, daß viele, bereits durch die Türken eroberte Festungen wieder verloren giengen.

Im September 1594 eroberten die Türken die Hauptfestung Raab. Den 9. Januar 1596 starb Amurat an Steinschmerzen, ihm folgte sein ältester Sohn Mahomet.

Mahomet III.

Sobald dieser zur Regierung kam, ließ er sogleich seine Brüder, deren er neunzehn hatte, erdrosseln, und zehn von den Gemahlinnen seines Vaters, von denen er glaubte, daß sie schwanger wären, ertränken und ins Meer werfen. Die Janitscharen plünderten, trotz der Gegenwart des Sultans, zu Constantinopel, und es fehlte nicht viel, sie hätten auch das Serail geplündert und den Sultan ermordet. Den Krieg gegen die Ungarn, die

Teutschen, Siebenbürgen, Wallachen ꝛc. ließ er Anfangs durch seine Bascha's fortsetzen. Im May 1595 wurden aber die Türken in der Wallachey durch Sigmund Bathori, Fürsten von Siebenbürgen, geschlagen und ihr Heer aus einander gesprengt. Im August desselben Jahres eroberten die Ungarn und Teutschen Gran, nachdem sie vorher im July die Türken davor geschlagen hatten; hierauf gingen verschiedene andere Plätze für die Türken verloren. In der Wallachey wurden die Türken unter Sinan Bascha von dem Fürsten von Siebenbürgen beständig geschlagen und verloren alle Festungen. Diese ungünstige Wendung des Feldzugs bewog den Sultan selbst mit zu Felde zu ziehen; doch noch vor seiner Ankunft in Ungarn wurde Hatwan von den Christen erobert. Im October 1596 eroberte er Erlau (Agrib) und ließ alle Christen daselbst wider die getroffene Capitulation ermorden. Diese Eroberung ist das Einzige, was der Sultan mit einem Heere von 200,000 Mann ausrichtete, und nach welcher er wieder zurück nach Hause kehrte, seinen Bascha's das Commando überlassend. Zu gleicher Zeit wurden die Türken aber auch

von den Persern angegriffen. Der Krieg wurde sowohl gegen Ungarn, als auch gegen Persien mit abwechselndem Glück geführt; Adolph von Schwarzenberg eroberte im März 1598 Raab durch Ueberrumplung; im Jahre 1599 wurde Soliman Bascha von Ofen gefangen; 1600 bekamen die Türken Comischa und mehrere feste Plätze in Ungarn durch Capitulation; 1601 eroberten die Christen Stuhlweissenburg, das aber 1603 wieder in türkische Hände kam. Während Mahomet mit dem römischen Kaiser in Friedensunterhandlung stand, starb er im Jan. 1604 zu Constantinopel. Während seiner Regierung nahm die Zügellosigkeit der Janitscharen immer mehr zu, beständig lagen sie mit den andern Soldaten im Streite und erregten Aufruhr im Heere. In vielen Provinzen empörten sich die Paschas, und der Sultan schloß aus Furcht mit ihnen Frieden, verzieh ihnen und bestätigte sie in ihren Posten; andere Paschas aber, die in seiner Gewalt waren, ließ er hinrichten. Die Folge davon war, daß sich diejenigen, die sich nicht sicher wußten, von Neuem empörten. Die Janitscharen versuchten ihn abzusetzen. Er mordete seinen eigenen Sohn

und seinen Stiefsohn, weil er sie in Verdacht hatte, sie wollten ihn entthronen.

Achmet I.

Dieser war der zweyte Sohn Mahomets; denn den ältesten ließ sein Vater erdrosseln. Als er den Thron bestieg, war er erst funfzehn Jahre alt. Die Türken wollten die Christen nur durch Friedenshandlungen täuschen, und sie überfallen; daher hatten sie keineswegs im Sinne, Frieden zu schließen, sondern setzten den Krieg fort. Das Glück war ihnen nicht günstiger, als vorher; sie konnten nichts ausrichten und schlossen 1607 wirklich Frieden. In den Kriegen gegen andere Nationen fiel nichts Merkwürdiges vor. Der Sultan bekümmerte sich wenig um die Regierung, sondern beschäftigte sich mehr mit seinem Harem, und auch hierin achteten ihn seine Frauen wenig. Eine seiner Kebsweiber liebte er vorzüglich; die erste Sultanin, die ihm eine Tochter geboren hatte, hörte von dieser Liebe, ließ die Unglückliche zu sich rufen, erdrosselte sie, ließ ihre Kleider einer von ihren eigenen Sclavinnen anziehen und schickte

diese zum Sultan; bey ihrer Rückkunft erwürgte sie auch diese, welches sie schon mehreren gethan hatte, von denen sie glaubte, daß sie vom Sultan schwanger seyen. Als der Sultan, der damals 23 Jahre alt war, dieses erfuhr, schlug er die Sultanin, verwundete und trat sie mit Füssen. Er starb den 15. Nov. 1617.

Mustafa I.

Der Bruder des verstorbenen Sultans, welcher am Leben geblieben war, aber so verborgen lebte, daß man nicht wußte, ob er todt oder noch am Leben sey. Während der Regierung Achmets hatte der Staatsrath den Beschluß gefaßt, ihn wegen der Jugend seines Bruders am Leben zu erhalten, da nur diese beyden von dem Stamme Osmanns allein übrig waren; doch sollte er seiner Sicherheit wegen in einem verborgenen Gefängnisse verwahrt werden. Als Mustafa den Thron bestieg, war er 25 Jahre alt; unbekannt mit der Welt wurde er aus seinem Gefängnisse hervorgezogen und zum Sultan ausgerufen. Er wurde unmenschlich grausam. Auf seinen Befehl wurde der junge Osman, Achmets

ältester Sohn, in strenge Haft gebracht und dessen übrige Söhne ermordet. Die europäischen Gesandten behandelte er mehrmal sehr unanständig und entehrend, und er wollte wirklich alle Franken in Constantinopel ermorden lassen, wenn ihm nicht der Großvezier und andere hohe Staatsmänner dieses Verfahren widerrathen hätten. Ehe er noch selbst Sultan war, während seines Gefängnisses, schwebte er selbst beständig in nicht geringer Lebensgefahr; denn es war beschlossen, daß er ermordet werden sollte, sobald Achmet selbst Söhne bekäme, und nur durch Wunderzeichen ließ sich Achmet hievon abhalten, ob dieses gleich ein Beschluß des Divans war.

Bisher war es Sitte, daß, wenn ein Kaiser den Thron bestieg, seine Brüder und Neffen getödtet wurden, hatte er aber selbst schon erwachsene Söhne, so erhielten die ersteren Statthalterschaften, oder das Commando über Heeresabtheilungen. Von nun an aber hörte diese Sitte auf. Wenn ein Sultan starb, so verheimlichte der Großvezier dieses wo möglich, bis der neue Sultan die Regierung angetreten hatte, der dann gemeiniglich seine Brü-

der ergreifen und umbringen ließ; bisweilen ergriffen diese zwar die Flucht, allein nie entgiengen sie ihrem Schicksale; denn früher oder später wurden sie ertappt und ermordet. Ein solches Verfahren brachte das Volk, und besonders die Janitscharen, die in ihren Hoffnungen der Plünderung wegen getäuscht waren, auf, und aus dieser Ursache begiebt sich der Sultan alle Freytage im feyerlichen Zuge nach einer Moschee in der Stadt zum Gebete, oder zeigt sich sonst öffentlich; denn sonst hält ihn das Volk für todt und dasselbe (besonders das Corps der Janitscharen) erregt einen Aufruhr.

Als der Sultan Achmet dem Tode nahe war, machten ihm die Veziere den Vorschlag, seinen Nachfolger zu ernennen; da seine eigenen Kinder noch jung waren. Er ließ seinen Bruder vor sich rufen, bestimmte diesen zu seinem Nachfolger, zu dessen nicht geringer Verwunderung, da der Sultan selbst einen Sohn hatte, der auf die Nachfolge Anspruch machen konnte. Achmet empfahl ihm seine Kinder, die er mit der ersten Sultanin erzeugt hatte, und bath ihn, sie so zu behan-

deln, wie er von ihm gehalten gewesen wäre; die Kinder von den Kebsweibern überließ er seiner Willkühr.

Mustafa, der mehr einem Blödsinnigen glich, hatte noch nicht ein volles Jahr regiert, und hatte sich doch schon allgemein verhaßt gemacht. Der Großvezier, gegen den er selbst üble Anschläge im Sinn hatte, und der gegen die Perser zu Felde gezogen war, kehrte mit dem Heere zurück, entthronte ihn, und ließ ihn wieder in sein voriges Gefängniß stecken; den jungen Osman aber erhob er auf den Thron.

Osman II.

Dieser schickte zu Anfang seiner Regierung eine Flotte nach dem mittelländischen Meere, welche zu Manfredonia landete, und über 1600 Einwohner als Sclaven mit sich fortführte. Pohlen überzog er mit Krieg und stellte sich selbst an die Spitze eines Heeres von 300,000 Mann, mit 300 Feldstücken und 100 Cartaunen, konnte aber wenig ausrichten und war gezwungen Friede zu machen.

Gegen den Rath seiner Veziere vermählte er sich ohne allen Pomp mit der Enkelin einer Sultanin, welche schon an einen Pascha vermählt war, ihrer Schönheit wegen; diese Vermählung wurde ihm aber übel ausgelegt, da seine Vorfahren in den neuern Zeiten gewöhnlich ihre Gattinnen wegen der nahen Verwandtschaft nicht aus türkischem Stamme wählten.

Seit dem üblen Ende des polnischen Krieges, dessen ungünstige Wendung hauptsächlich dem unruhigen Geiste der Janitscharen zuzuschreiben ist, war er mit ihnen beständig unzufrieden und suchte sich an ihnen zu rächen. Er beschloß, dieses Corps aufzulösen, das nunmehr für die Regierung furchtbar war, seine ehemalige Mannszucht und den militärischen Gehorsam verloren hatte, Aufruhr erregte und sich in Staatsangelegenheiten mischte. Die Janitscharen hatten sich, dem Zwecke ihrer Errichtung entgegen, verheirathet und trieben Gewerbe; ihre Kinder wurden Janitscharen, welches Vorrecht sie unter der Regierung Amurats III., wie bereits erzählt wurde, erhielten; sie blieben daher lieber zu Hause,

als daß sie sich den Gefahren auswärtiger Kriege bloß stellten.

Der Großvezier wollte neue Soldaten errichten, die aus Kurden bestanden, welche die Gebirge Smyrna und den Berg Libanon bewohnen, von denen er 40,000 Mann als eine Leibgarde des Sultans anzuwerben sich erbot. Die Paschas in den Provinzen sollten eine gewisse Anzahl Leute in den Waffen üben, die bereit wären, gegen fremde Mächte in den Krieg zu ziehen; so hoffte er ein größeres Heer, als irgend einer seiner Vorgänger aufzubringen und damit im Stande zu seyn, größere Eroberungen mit weit geringeren Kosten, als alle vorhergehenden Sultane zu machen. Zwischen dem Sultan und dem Großvezier war verabredet, daß der erstere sich unter irgend einem Vorwande nach Asien begeben sollte, als ob er nach Mecca wallfahrten oder das empörte Sidon zum Gehorsam bringen wollte; allein der Sultan verfuhr bey seinen Zubereitungen nicht vorsichtig genug, z. B. er ließ das Gold und Silber einschmelzen, seine Schätze fortschaffen und bediente sich unvorsichtiger Ausdrücke und Drohungen

gegen die Janitscharen. Der Großvezier hatte unterdessen eine Armee von 20,000 Mann in Asien angeworben, die auf seinen Wink loszubrechen bereit war; ausserdessen stand ihm noch die ganze Macht des Emirs von Sidon (dessen Empörung nur eine Maske war) zu Gebote, den er durch glänzende Versprechungen und durch Hoffnung eines nahen Perserkrieges auf seine Seite gebracht hatte. Zu Damask wollte der Sultan alle seine Wachen niederhauen lassen und daselbst so lange verweilen, bis er seine neue Armee gehörig organisirt hätte; dann wollte er nach Constantinopel zurückkehren, die Janitscharen, Spahis, Timarioten und alle ihre Officiere umbringen, eine neue Regierungsform einführen und der Stadt einen andern Namen geben. Nach diesem hoffte er die ganze Christenheit zu unterjochen, bis dahin wollte er aber mit allen Mächten in Freundschaft leben.

Dieser Entwurf war ohnstreitig sehr schön, ja riesenmäsig gedacht, und das Heer sowohl als auch die Regierung hatten eine Reform nöthig. Das Reich schmachtete unter zügellosen, trägen Sclaven, und das Leben des Sul-

tans, Krieg und Friede hieng von den Janitscharen ab. Jedoch hätte sich ein langwieriger Bürgerkrieg entspinnen können, denn die Soldaten würden vielleicht einen andern Sultan erwählt haben; er hatte aber alle Schätze bey sich. Wäre ihm sein Vorhaben gelungen, so würde er ungeheure Ausgaben erspart haben, denn die Löhnung der Janitscharen fraß beynahe alle Einkünfte weg.

So überdacht der Plan war, so hatte man doch eines zu überlegen vergessen, nämlich seine Ausführbarkeit; denn die Soldaten widersetzten sich der Abreise des Sultans, und drohten, einen andern an seine Stelle zu setzen. Den 7. Mai 1622 liefen sie, jedoch ohne Waffen, nach dem Serail, und verlangten, daß er in Constantinopel bleiben, ihnen aber den Großvezier und andere hohe Staatsbeamte, die sie des Hochverraths beschuldigten, ausliefern sollte. Der Sultan willigte ein, nicht nach Asien zu gehen, aber die Personen, deren Auslieferung sie verlangten, wollte er ihnen nicht preiß geben, und beredete sie bis auf den Sonnabend zu warten, wo Divan gehalten wird. Den folgenden Tag brach der

Tumult vom neuen aus, und der Großvezier rieth dem Sultan, in seinem eigenen Fahrzeuge nach Asien überzufahren; allein er schlug dieses aus. Der Großvezier zeigte sich öffentlich, um Ruhe herzustellen, wurde aber in Stücken gehauen. Erst jetzt suchte der Kaiser, aber zu spät, nach Asien zu entkommen; da es ihm nicht gelang, so versteckte er sich. Die Aufrührer verlangten ihren Sultan und noch mehrere Opfer, und schrien: sie müßten einen Sultan haben, wenn er nicht erschiene, würden sie einen andern wählen. Nachdem sie eine Zeitlang gewartet hatten, beschlossen sie, in den Pallast einzudringen, schwuren aber, nicht zu plündern; hier tödteten sie den Kislar Aga, und da sie den Sultan nicht fanden, so verlangten sie den entthronten Mustafa, den sie in einem Gewölbe ausfindig machten, wohin ihn Osman mit zwey Negerinnen gesteckt hatte; diesen brachten sie nun in das alte Serail und ließen ihn daselbst. Nachdem der Tumult vorüber war, kam Osman zum Vorschein, und als er sich mit einigen vertrauten Freunden berathschlagt hatte, schickte er zu den Weibern des alten Serails, und ließ sie ersuchen, Mustafa um-

zubringen. Einige von diesen Weibern waren aber auf der Seite des Mustafa, diese machten Lärm, worauf die Wache herbei kam, und ihn rettete. Den folgenden Tag verfügte sich Osman in die Janitscharen-Versammlung, und er hätte sie beinahe durch Bitten erweicht, hätte nicht der Janitscharen-Aga ihnen unvorsichtiger Weise zu drohen angefangen; dieser wurde hierauf nebst den übrigen, die mit dem Sultan gekommen waren, erschlagen. Sie führten Osman nun zum neuen Sultan, der zu dem, was sie vorschlugen, seine Einwilligung blos zunickte; er wurde hierauf als Gefangener in die sieben Thürme abgeführt.

Der neue Großvezier, den Mustafa ernannt hatte, wußte, daß der Sturm vorüber gehen würde, wenn Osman am Leben bliebe; daher berathschlagte er sich mit den hohen Offizieren, welche beschloßen, eine Untersuchung anzustellen, um zu erfahren, wie viel Personen noch vom ottomanischen Stamme am Leben wären, und wenn man noch zwey fände, sollte Osman ermordet werden. Man fand zwey von seinen Brüdern, der eine war ohngefehr zwölf, der andere sieben Jahre alt; dann ver-

fügte sich der Großvezier mit Henkern ins Gefängniß, und ließ Osman erdrosseln. Den Soldaten, die nicht so weit gehen wollten, gereute dieß bald. Der Pascha von Erzerum empörte sich, und warf sich zum Rächer des Todes seines Fürsten auf.

Mustafa I. (wieder eingesetzt.)

Der Capi-Aga (Pallast-Gouverneur) hatte den 1. Juni 1622. einen geheimen Befehl erhalten, die Brüder des ermordeten Sultans aus ihren Zimmern fortzuschaffen, und sie zu ermorden. Als er in Begleitung einiger Henker diesen Befehl vollziehen wollte, schrieen die Prinzen sehr laut; auf welches Geschrey die Pagen herbeieilten, und auf Anstiften des Kislar-Aga, der einigen Verdacht schöpfte, den Capi-Aga ohne weitere Umstände erschlugen. Damals hatte sich in der Türkey fast jede Klasse gegen ihr eigenes Oberhaupt empört. Noch in derselben Nacht schickten diese heimlich zu den Janitscharen und Spahis. Wüthend kamen die Soldaten an den Hof, nahmen sich der Pagen an, und forderten Rache an denjenigen, welche auf diese Art dem ottomanischen Stamm hätten ein Ende ma-

chen wollen, indem blos noch Mustafa am Leben geblieben wäre, der ein solcher Heiliger geworden sey, daß er die Welt nicht mit Sündern bevölkern, und daher kein Frauenzimmer um sich leiden würde. Der unschuldige Sultan betheuerte, daß er nichts von der Sache wüßte, und daß man einen solchen Befehl betrüglicher Weise müsse erschlichen haben. Gegen den Sultan hatten die Soldatrn kein Mißtrauen mehr; allein seine Mutter und Darut Pascha, der an ihre Tochter vermählt war, hatte man stark in Verdacht. Dieser Aufruhr wurde jedoch wieder gestillt. Das Reich befand sich in einem höchst traurigen Zustande; der Regent war blödsinnig, der nächste Erbe ein Kind, und alle große Männer, und die beßten Soldaten entweder ermordet oder aufrührisch und verdorben.

Die Perser benutzten diese Verwirrung, und eroberten die Stadt und die Provinz Bagdad. Hätten die christlichen Fürsten die Gelegenheit benützt, so hätten sie vieles von dem, was sie verloren batten, erobern können.

Diese Unfälle benützte der Großvezier, um den Janitscharen-Aga anzuklagen, und

ihn, nebst einigen andern Großen ins Exil zu schicken, um sie dann erdrosseln zu lassen. Waren diese aus dem Wege geräumt, so hätte er Mustafa wieder absetzen, und dafür Amurat, ein Kind, und Osmans Bruder, auf den Thron setzen können. Die Janitscharen aber retteten ihren Aga. Es entstund eine neue Spannung zwischen den Anhängern des regierenden Sultans Mustafa und zwischen jenen des Amurat, der eine starke Parthei hatte. Der Großvezier zog sich zurück. Niemand war jetzt mehr sicher, da die aufrührischen Soldaten die Regierung in den Händen hatten. Sie hielten es mit dem Sultan, der ihr Geschöpf war; der Ulema entwarf eine neue Revolution, und erklärte öffentlich, daß die Verfaßung umgestürzt, der Sultan ungesetzmäßig, und daß alle diejenigen Ketzer seyen, die es mit ihm hielten, weil sie die Lehre Mahomets hintan gesetzt hätten. Diese Reden breiteten sie im ganzen Reiche durch Briefe aus, die sie an die Personen ihres Standes schrieben; daher war das ganze Volk in seinen Meinungen getheilt.

Noch immer waren die Soldaten zu Constantinopel in voller Empörung; ihre Frech-

heit gieng so weit, daß sie haufenweise nach dem Serail liefen und alle einträgliche Aemter verlangten; sie forderten die Rentmeisterstellen von den Einkünften der Moscheen, den Pacht der Zölle u. s. w. und begiengen die abscheulisten Grausamkeiten. Der Großvezier durfte ihnen nichts abschlagen; sie tranken wider das Gesetz Wein auf den Strassen, versammelten sich haufenweise am hellen Tage, und forderten von jedem vorübergehenden Christen Geld, um ihren Wein zu bezahlen, und hieben jeden welcher sich solche Erpressungen nicht gefallen lassen wollte, ohne Gnade nieder. Niemand wagte es, Menschen eine Vorstellung zu machen, die ihren eigenen Fürsten ermordet hatten. Zu Smyrna fielen die Janitscharen über die europäischen Consuln her, nahmen ihnen alles Geld ab, und diese retteten nur mit genauer Noth ihr Leben. Mehrere Provinzen empörten sich, und die Schätze waren durch die ungeheuern Summen, die man bei jeder neuen Thronbesteigung den Janitscharen hatte geben müssen, so wie durch die verschiedenen kostspieligen Kriege ganz erschöpft.

Die Spahis forderten Rache wegen der Ermordung des letzten Sultans, und die Be-

strafung des Großveziers, der ihn ermordet, aber seitdem sein Amt niedergelegt hatte. Die Janitscharen nahmen sich seiner an, willigten aber endlich in seine Bestrfaung ein. Man brachte ihn in dasselbe Gemach, wo der Sultan ermordet worden, und hier traf ihn die Rache; er zeigte den Winkel, wo der Sultansmord vollbracht wurde, und wünschte da zu sterben, welches man ihm auch zugestand.

Durch die Vermittlung des englischen Gesandten wurde mit Pohlen den 20. Januar 1622 ein Friede unterzeichnet.

Wenn die Soldaten Geld brauchten, so plünderten sie jetzt öffentlich das Volk; man hielt es daher für gerathen, die kaiserliche Münze in das Serail zu verlegen, und alles Gold und Silber, das man nur finden konnte auszuprägen, um sie zu befriedigen.

Der Pascha von Erzerum, rückte nebst einigen andern Paschas mit einer großen Armee auf Constantinopel los, um die Janitscharen in der Stadt zum Gehorsam und zur Unterwerfung zu bringen, Sultan Osmans Mörder zu bestrafen, und einen neuen rechtmäßigen

Sultan auf den Thron zu setzen, der zu regieren im Stande sey; zugleich erklärte er, daß Mustafa blödsinnig wäre, der durch ein Weib und seinen Großvezier beherrscht würde. Die Truppen von Constantinopel weigerten sich gegen den Pascha von Erzerum zu ziehen, und das Reich war durchaus in der größten Verwirrung.

Die Hauptursache dieser Verwirrungen lag darin, daß die letzten Sultane nicht selbst mit ins Feld gezogen waren, Mahomet III. ausgenommen, der, um sein Ansehen zu erhalten, nach Ungarn ging und Erlau eroberte. Das Volk und die höhern Staatsbeamten wünschten Mustafa abzusetzen und Amurat, Osmans Bruder, auf den Thron zu heben; allein sie fürchteten, der Großvezier möchte mit Hülfe der Janitscharen den Kaiser, den diese selbst auf den Thron gesetzt hatten, unterstützen; auch wußten sie, daß die Finanzen in so schlechtem Zustande seyen, daß man den Janitscharen, die bey der Thronbesteigung eines neuen Sultans gewöhnlichen Summen unmöglich ausbezahlen könnte. Die Nachricht, daß sich der Pascha von Erzerum zum Rächer des

letzten Sultans aufgeworfen habe, alle Janitscharen, die in seine Hände gefallen wären, mit Weib und Kindern hätte umbringen lassen, daß er mit einem großen Heere angezogen käme, und daß die gegen ihn abgeschickten Truppen zerstreut seyen, setzte die Janitscharen in eine solche Furcht, daß sie sich mit den Großen vereinigten, um Mustafa abzusetzen und Amurat auf den Thron zu erheben; ja sie willigten sogar ein, die gewöhnlichen Geschenke zu erlassen, die man ihnen bey solchen Gelegenheiten gab. Mustafa wurde also in der Stille abgesetzt und wieder in sein Gefängniß geführt.

Amurat IV.

Dieser war erst 14 Jahre alt, als er den Thron (1623) bestieg. Der gegen den Pascha von Erzerum ausgeschickte Großvezier konnte oder wollte nichts ausrichten, weil sich der Beglerbeg von Anatolien mit dem Pascha vereinigt hatte, und die Spahis auf seiner Seite waren.

Um diese Zeit liefen die Cosaken mit 150 kleinen Schiffen und Booten in den Bospho-

rus ein, zerstörten Buyukdere und Yerikoi auf der europäischen und Stania auf der asiatischen Seite; in der folgenden Nacht zogen sie in der Stille wieder ab, nachdem sie die Hauptstadt in große Unruhe gesetzt hatten. Der König von Persien und der Pascha von Erzerum verheerten die asiatischen Provinzen. Algier und Tunis fingen an sich von der Pforte unabhängig zu machen. Der Pascha von Erzerum unterwarf sich jedoch, wurde begnadigt und erhielt ein anderes Paschalik, nämlich Bosnien; denn die Pforte hielt es für gefährlich, die Sache bis aufs Aeußerste zu treiben, so tief war sie gesunken, außerdem wünschte sie auch nicht, daß die Janitscharen triumphirten. Im Geheim war sie mit dem Betragen des Pascha nicht unzufrieden.

Die Regierung des Reichs befand sich vorzüglich in den Händen von vier Paschas, welche sich mit Schwestern des Sultans vermählt hatten. Er selbst ergab sich sehr dem Trunke, und zeigte sich oft vor den Augen des Volks auf eine schändliche Art, in Gesellschaft liederlicher junger Leute, welches einen solchen Abscheu erregte, daß Verschwörungen

gegen ihn gemacht wurden. Das Volk war mit den drückenden Auflagen unzufrieden, die Soldaten lebten liederlich, waren ohne Mannszucht, und da sie keinen Sold erhielten, frech und zügellos; die Paschas waren beinahe unabhängige Regenten, das Reich schwankte auf seinem schwachen Grunde.

Als man 1630 den Spahilar Agasi (General der Spahis) enthauptet hatte, so empörten sich die Spahis, und die Janitscharen schlugen sich zu ihnen; sie warfen den Großvezier mit Steinen, verwundeten ihn, und nöthigten den Sultan, ihn abzusetzen, und ihnen denselben zu überliefern, den sie dann in Stücken zerhieben. Hierauf mußte auf ihre Forderung auch der Mufti abgesetzt werden, dann verlangten sie den Bruder des Großherrn zu sehen. Als ihnen alles dieß gewährt war, machten sie den neuen Großvezier und den Mufti für die Sicherheit seines Lebens verantwortlich Der Aufruhr ließ nicht eher nach, bis die Soldaten mehrere Opfer erschlagen hatten. Unterdessen sann der Sultan darauf, wie er sie los werden, und seinen Bruder ermorden könne, allein die Bürgschaft

des Großveziers und des Mufti rettete dem Prinzen das Leben. Er ernannte einen neuen Großvezier, mit dem er sich berathschlagte, wie er die Macht der Soldaten schwächen könnte. Wirklich schickte er eine große Anzahl Janitscharen und Spahis unter mancherley Vorwänden nach verschiedenen Orten, wo sie dann des Nachts meuchelmörderischer Weise enthauptet wurden.

Da er männlicher geworden war, so zeigte er sich oft zu Pferde, gab sich ein sehr kriegerisches Ansehen, exerzirte seine Soldaten selbst, und brachte sie zu mehrerem Gehorsam. Allein in Asien und Ungarn waren die Janitscharen 1631. noch immer in Aufruhr, und da sie ihren Sold nicht erhielten, ermordeten sie ihre Befehlshaber.

Im Jahre 1632 hatte er schon die siebente Tochter, und ob es ihm gleich viele Unruhe machte, daß er von seiner Lieblingssclavin keinen Sohn bekam, so liebte er sie doch so sehr, daß er sie zur Sultanin gemacht haben würde, wenn sich seine Mutter nicht dagegen gesetzt hätte, weil gewöhnlich ein Frauenzim-

mer diesen Titel nicht eher erhält, bis sie durch die Geburt eines Sohnes die Nachfolge gesichert hat.

Um dem Partheigeist ein Ende zu machen, ließ er zwey Befehlshaber der Spahis und acht vornehme Janitscharen umbringen; da er aber einen neuen Aufruhr befürchtete, so begab er sich in das alte Serail nach Scutari, und befestigte sich daselbst.

Das Völkerrecht achtete er so wenig, daß er den französischen Gesandten ins Gefängniß werfen und seine Dollmetscher spießen ließ. Nicht lange darauf schloß er mit den Persern Friede, brach ihn aber sogleich wieder; auch mit dem römischen Kaiser schloß er Friede.

Zwischen zwey englischen Kauffartheischiffen, die mit Getraide beladen waren, welches dazumal in der Türkey verboten war, und der ganzen Galeeren-Flotte des Capitän Pascha fiel in dem Meerbusen von Volo 1633 ein merkwürdiges Gefecht vor. Die Engländer tödteten 1200 Sclaven und sehr viele Türken, unter denen sich der Capitän Pascha selbst be-

fand, und als die Schiffe das Gefecht nicht länger fortsetzen konnten, sprengten sie sich selbst in die Luft. Sie versenkten drey Galeeren und zwangen die Flotte in den Hafen einzulaufen und sich auszubessern. An diese Schlacht erinnert man sich in der Türkey noch heutzutage. Die Sache wurde bey der Pforte mit einer Summe Geldes gutgemacht; die Engländer bezahlten blos ein Drittel, die Franzosen und die Venetianer das Uebrige.

Im Jahre 1634, da Amurat 25 Jahre alt war, nahm er die Regierung allein auf sich und war entschlossen, sich furchtbar zu machen. Gegen seine Officiere war er streng, am strengsten aber gegen die Soldaten, und verlangte unbedingten Gehorsam. Als sich das Volk einiger Auflagen wegen empörte, ließ er funfzig Aufwiegler enthaupten. Zum großen Mißvergnügen des Ulema ließ er alsdann einen Kadi hängen, begab sich hierauf nach Brusa, von wo aus er ein Boot nach Constantinopel schickte, um den Mufti und seinen Sohn holen zu lassen, die er sogleich erdrosseln ließ. Solche Beyspiele erfüllten das ganze Reich mit Schrecken; denn die vorigen

Sultane hatten nur selten Muftis hinrichten lassen. Geschah dieß ja, so war deren gewöhnliche Strafe, daß sie in einen dazu bestimmten großen Mörser gethan und darin zerstoßen wurden; diese Strafe ist aber sehr selten. Da Amurat sah, welche üblen Folgen der Wein für ihn hatte, und da er bemekte, wie gefährlich es seyn würde, wenn er ihn dem Volke erlaubte, so befahl er, allen Wein in der Stadt auf die Straßen zu gießen.

Einen venetianischen Kaufmann ließ er hängen, weil er auf seinem Haus eine hohe Gallerie angebracht hatte und der Sultan glaubte, er mögte von da in die Gärten des Serails sehen können; alle europäischen Kaufleute ließ er ohne die geringste Ursache ins Gefängniß werfen, und sie wurden nicht eher wieder frey gelassen, bis sie eine sehr große Summe bezahlt hatten. Die Häuser aller europäischen Gesandten ließ er durchsuchen und alle Waffen, sogar die Degen der europäischen Gesandten wegnehmen. Er fiel ohne Kriegserklärung in Polen ein. Von dorther kam ein Gesandter nach Constantinopel; Amurat nahm gegen den Gebrauch selbst das Wort und sagte zu ihm:

„daß alle christliche Könige entweder „die ottomanischen Gesetze anneh„men oder ihm Tribut zahlen müß„ten, sonst würden sie die Schärfe „seines Schwerdtes fühlen" Hierauf ließ er gegen Polen den Krieg förmlich erklären, obwohl er mit den Persern noch immer in Krieg verwickelt war. Allein die Türken wurden geschlagen und mußten um Frieden bitten, den die Polen verwarfen, bis der Pascha, der in ihr Reich eingefallen war, nebst einigen Andern mit dem Tode bestraft wurde. Hierauf wurde ein die Türken demüthigender Friede geschlossen. Als der Capitän Pascha den neuen französischen Gesandten zur See auf dem Wege nach Constantinopel antraf, beleidigte er ihn und zwang ihn, an Bort seines Schiffes zu kommen. Nach seiner Ankunft in Constantinopel wurde der französische Dollmetscher, der sich über den Capitän Pascha beschwert hatte, auf Befehl des Sultans gefangen, und der Gesandte plötzlich und unerwartet genöthigt, sich einzuschiffen und wieder abzureisen.

Im April 1634 zog Amurat gegen die Perser selbst zu Felde. Zu Erzerum musterte

er sein Heer und fand, daß selbiges aus 300,000 streitbaren und gut disciplinirten Truppen bestand, die er durch seine Strenge zum Gehorsam gebracht hatte; er selbst gab ihnen während dem Laufe dieses Feldzuges ein Beyspiel von Mässigkeit und Geduld. Er eroberte Erivan, da er aber weiter in Persien eindrang, verlor er sehr viele Pferde. Tauris ließ er durch Feuer und Schwert gänzlich zerstören, kehrte im December 1630 zurück und ließ seine Armee zu Aleppo und Damask. Nach seiner Abreise eroberten die Perser alles wieder, was sie verloren hatten, und das Volk murrte vom Neuen in Constantinopel. Die Janitscharen waren darüber mißvergnügt, daß der Großherr an ihrer Stelle Bostangis zu seiner Leibwache nahm; der Ulema war äusserst aufgebracht, daß Verschiedene von seinen Mitgliedern, Kadi's und Andere unter dem Vorwande von Verrätherey enthauptet worden wären.

Da er jedoch nunmehr die Soldaten und den Ulema gänzlich besiegt hatte, überließ er sich bey der geringsten Veranlassung seinem äusserst hitzigen Temperamente. Das Tabak-

rauchen bestrafte er mit dem Tode und seinen Koch ließ er umbringen, weil er eine Speise nicht nach seinem Geschmacke zubereitet hatte. Die Ermordung seiner Unterthanen machte seinen täglichen Zeitvertreib; er erschoß sie entweder mit Pfeilen, wenn er in seinem Kiosk am Ufer des Bosphorus saß, oder feuerte einen Karabiner auf denjenigen ab, der aus seinem Fenster sah, wenn er in seinem Boote vorbey fuhr. Zu seinen Grausamkeiten kamen noch die niedrigsten Ausschweifungen und sein vornehmster Saufkumpan war der meineidige persische Befehlshaber, der Erivan übergeben hatte, und ein Italiener aus dem Serail. Aus unsinnigem Uebermuthe lies Amurat sich verleiten, Rußland und Persien zugleich anzugreifen. Er hob daher eine große Armee aus, zog mit ihr gegen Persien selbst zu Felde, vorher aber ließ er noch einen von seinen Brüdern erdrosseln, so daß blos Ibrahim am Leben blieb; dieser war der einzige Ueberrest des ottomanischen Stammes, der aber an Geist und Körper schwach war.

Jetzt zeigte sich Amurats kräftiger Charakter in seinem vollen Lichte. Im May 1638

zog er ins Feld, musterte seine Truppen noch einmal sorgfältig, entließ die Invaliden mit halbem Solde, vernahm und entschied alle Streitigkeiten beym Heere und hielt so strenge Mannszucht, daß die Gegenden, durch die er marschirte, nichts von dem schrecklichen Ungemach auszustehen hatten, welches der gewöhnliche Begleiter von dem Marsch einer türkischen Armee ist. Das Resultat dieses Feldzugs war die Eroberung Bagdads, wodurch der Friede bald zu Stande kam, und am 10. Juny 1639 kehrte Amurat im Triumph nach Constantinopel zurück.

Da die Venetianer durch die Seeräubereyen der Barbaresken viel gelitten hatten, so wagten sie einige Repressalien, welches Amurat so aufbrachte, daß er sogleich Befehl gab, den venetianischen Gesandten nebst allen seinen in den türkischen Landen sich befindlichen Landesleuten zu ermorden; und obschon dieser Befehl durch die Klugheit der Veziere widerrufen wurde, so war doch Venedig mit einem Krieg bedroht, den es nur dadurch verhindern konnte, daß es eine sehr große Summe bezahlte. Indem Amurat an neue Feindseligkei-

ten dachte und Truppen ausheben ließ, ob er schon nicht bestimmt hatte, wem es eigentlich gelten sollte, ergab er sich seinen Ausschweifungen wieder, an deren Folgen er plötzlich den 8. Februar 1640 im 17ten Jahre seiner Regierung und im 31sten seines Lebens starb.

Auf diese Art starb eines der grausamsten Ungeheuer, das damals die Menschheit entehrt und geschändet hat. Indem er Rache gegen ganze Völker dürstete, drohte er sich die ganze Christenheit zu unterwerfen und sie unter das Joch des Islam zu bringen, nicht etwann aus Aberglauben, da er die Vorschriften seiner Religion verachtete und während des Ramadans selten fastete, noch sonst eines von ihren Gesetzen hielt. Familienliebe war ihm so fremd, daß er nicht blos seinen Oheim und zwey seiner Brüder ermordete, sondern auch oft den Wunsch äusserte der Letzte seines Stammes zu seyn; er bestimmte die Nachfolge wirklich für den Khan der krimmischen Tartarn. Seine Geistesthätigkeit und seine Energie hatten ihn in den Stand gesetzt, jeden Aufruhr zu unterdrücken und sich zum unumschränkten Herrn zu machen; allein diese Macht

wandte er blos zur Befriedigung seines Geizes an, indem er 15 Millionen an Gold hinterließ, ob sich schon das Land in dem armseligsten Zustand befand.

Ibrahim.

Obschon Amurat einstens in der Trunkenheit dem Tartar-Khan den Thron vermacht hatte, so wurde doch Ibrahim einstimmig von den Paschas als Nachfolger ernannt. Dieser Sultan war von Gestalt häßlich und schwächlich, und seine natürliche Geistesschwäche war noch durch die lange Gefangenschaft in einem kleinen Zimmer mit einem einzigen Fenster an der Decke vermehrt worden. Da er nun so unverhofft seine Freyheit erhielt und auf den Thron kam, so wurde er durch die neuen Vergnügen, die sich ihm darboten, ganz berauscht, und indem er den vorigen Vezieren die Regierung übergab, überließ er sich ganz allen Schwelgereyen des Harems. Der Großvezier, der blos nach Heldenruhm geizte, entwarf einen Angriff auf die russische Festung Azof, der aber fehl schlug. Im Jahre 1642 bekamen die Türken durch die Geburt eines Thronerben

wieder Muth. Mit dem römischen Kaiser wurde Friede, und mit Persien ein Bündniß geschlossen. Der Friede mit dem Kaiser wurde bald wieder gebrochen und die Türken machten einen fruchtlosen Versuch, die Festung Raab zu überrumpeln. Im Jahre 1643 wurden dem Ibrahim noch zwey Söhne geboren, und hiedurch verschwand jede Besorgniß, daß der ottomanische Stamm aussterbe. Der Sultan ergab sich täglich mehr den Ausschweifungen, und das Leben im Harem soll das, was vom Sardanapal und Heliogabal erzählt wird, weit übertroffen haben. Der Divan sann im Jahre 1644 auf einen Angriff auf die Insel Candia, da aber damals die Pforte mit den Venetianern in Friede lebte, so gab sie sich den Schein von Freundschaft, bis die türkische Flotte ausgerüstet war, und wirklich auf Candia lossegelte. Im Juny 1645 landeten sie auf Candia 74,000 Mann stark, eroberten im ersten Feldzuge die starke Festung Canea, wobey sie ihre gewöhnliche Grausamkeit und ihren Blutdurst zeigten. So begann ein langer und blutiger Krieg, der bis Ende dieses Jahrhunderts dauerte.

Der Sultan, der sich um weiter nichts, als um sein Vergnügen bekümmerte, ergab sich der zügellosesten Wollust und begnügte sich nicht allein mit dem Harem, sondern ging am Ende sogar so weit, daß er die Tochter des Mufti ergriff. Diese Beschimpfung zog seinen Sturz nach sich. Die höchsten Staatsbeamten nahmen sich der Sache des Mufti an, und seine geistliche Macht wurde das Werkzeug zur Rache an dem Sultan. Der Mufti fertigte einen Fetwa aus und foderte den Sultan vor, sich vor seinem Volke zu rechtfertigen; und da er dieser Aufforderung nicht gehorchte, so erfolgte ein anderer, beyläufig folgenden Inhalts: „daß er, da er dem göttli„chen Gesetze nicht gehorche, kein wahrer Mu„selmann sey, und ob er schon der Großherr „selbst wäre, so hätte er doch, da er durch „seine schändlichen Handlungen nun ein Un„gläubiger sey, den Thron verloren.“ Kraft dieses Fetwa setzten die Janitscharen Ibrahim schnell ab und führten ihn wieder in sein altes Gefängniß zurück, wo er nach einigen Tagen erdrosselt wurde. Ihm folgte sein Sohn Mahomet. Das Ansehen und die Kraft, die der Fetwa bey dieser Sache zu haben schien,

hatten ihren Grund in der vorläufigen Uebereinstimmung der großen Staatsbeamten, und in der großen Verachtung, die sich der Sultan durch seine Ausschweifungen, und durch seine Habsucht zugezogen hatte.

Mahomet IV.

Da Mohomet 1648 bei Absetzung seines Vaters erst sieben Jahre alt war, so beschloß man, daß seine Minderjährigkeit noch zehn Jahre dauern sollte; unterdessen sollte seine Mutter mit Hülfe der vornehmsten Paschas die Regierung führen. Der venetianische Krieg wurde, und besonders auf Candia, wo auch die Stadt und Festung gleiches Namens von den Türken belagert wurde, muthig fortgeführt. Im Innern herrschten unter den verschiedenen Partheyen große Uneinigkeiten. Amurat, Ibrahims Vorgänger, der selbst ein kriegerischer Fürst war, hatte blos tapfere und geschickte Männer zu Paschas in den entfernten Provinzen ernannt; diese hatten nun während der Regierung des schwachen und furchtsamen Ibrahim so viele Gewalt erlangt, daß sie beinahe unabhängig waren. Hiezu kam

noch die wechselseitige Eifersucht der Spahis und der Janitscharen; die Ersteren gaben sich für die Rächer vom Sultan Ibrahims Tode aus, und die andern wollten das Uebergewicht über jene in den Staatsangelegenheiten haben. Selbst das Serail war in verschiedene Partheien getheilt, welche die wechselseitigen Ansprüche der Mutter und Großmutter des jungen Sultans auf die Vormundschaft unterstützten. Die Minderjährigkeit des Sultans war ein Schauspiel von ununterbrochener Zwietracht und Empörung.

Im Jahre 1651 marschirten die Spahis auf Constantinopel los, und verlangten die Köpfe des Großveziers, und des Janitscharen Aga. Der Handel wurde jedoch durch die Absetzung beyder vermittelt.

Im Jahr 1652 entstand in Egypten und zu Damask ein Aufruhr, der aber bald wieder gestillt wurde, und im darauf folgenden Jahre zog der Pascha von Aleppo mit einem zahlreichen Heere gegen Constantinopel. Nachdem er in Constantinopel einen großen Schrecken verbreitet hatte, ließ er sich in Unterhand-

lungen ein; und ob er gleich ein Rebell war, so wurde er doch wegen seinen Fähigkeiten so hoch geschätzt, daß ihm, als der Großvezier 1635 starb, diese wichtige Stelle verliehen wurde.

Da sich gegen die Venetianer das Kriegsglück den Türken nicht günstig zeigte, so brachte dieß die Einwohner von Constantinopel so auf, daß sie haufenweise vor die Thore des Serails liefen, und mit Ungestümm Frieden verlangten; nur mit großer Mühe und durch Aufopferung des neuen Großveziers konnte der Divan diese Empörung stillen.

Im Jahre 1656 eroberten die Venetianer die Inseln Tenedos und Lemnos, und während man neue Kriegszurüstungen machte, brach in Constantinopel ein noch größerer Aufruhr aus, als je vorher gewesen war. Die Spahis vereinigten sich mit den Janitscharen, liefen unter dem Vorwande, die Mißbräuche im Staate abzuschaffen, bewaffnet nach dem Divan, und setzten den Großvezier nebst andern hohen Beamten ab. Sie drangen in den kaiserlichen Pallast ein, raubten zwey Millio-

nen Geld aus dem Schatze, und drohten sogar den Sultan abzusetzen. Mehrere Tage hindurch war die Stadt allen Schrecknissen der Empörung und der Plünderung preiß gegeben, bis der Aufruhr etwas nachzulassen anfing, weil die Rädelsführer unter sich wegen ihrer Absichten nicht einig werden konnten. Der berühmte Kiuperli, Pascha von Damask, wurde in seinem 80sten Jahre zum Großvezier ernannt und der Großherr ritt in Begleitung der ersten Veziere durch die Stadt, um die Aufrührer mit dem Tode zu bestrafen und die öffentliche Ruhe wieder herzustellen.

Im Jahre 1657 übernahm der Großherr die Regierung selbst und suchte die Kriegsrüstungen zu beschleunigen; die Janitscharen, welche murrten, daß sie ihren rückständigen Sold nicht erhielten, suchte er dadurch zur Ruhe zu bringen, daß er die Aufwiegler hinrichten ließ. Die Venetianer schlugen die Türken zur See, eroberten und schossen mehrere Fahrzeuge zu Grunde und jagten die türkische Flotte auf den Strand; dieses vermehrte die Unzufriedenheit in Constantinopel um vieles, bis sich der Großvezier selbst an die Spitze

einer zahlreichen Armee stellte. Tenedos und Lemnos gerieth durch die Feigheit der dortigen venetianischen Commandanten wieder in die Hände der Türken, vor Cattaro in Dalmatien aber konnten sie nichts ausrichten. Durch die Eroberung der beyden Inseln wurde der Sultan so stolz, daß er mit großem Pomp nach Adrianopel zog, wo er dem venetianischen Gesandten mit der Bedingung Friede anboth, daß man ihm Candia und Clissa in Dalmatien abtreten und 3,000,000 Goldkronen bezahlen sollte. Dieser unsinnige Vorschlag aber wurde abgelehnt.

Im Jahre 1658 eroberten die Venetianer Modon auf Morea, hielten die türkische Flotte in den Dardanellen eingeschlossen und vernichteten eine Abtheilung derselben, die sich nach Scio geflüchtet hatte, in dem dortigen Hafen. Von dem vorhabenden Einfall in Dalmatien wurde der Großherr durch die Empörung des Pascha von Alepo abgehalten, der auf Constantinopel losmarschirte, (wo damals die Pest herrschte) und einen Jüngling, den er bey sich hatte, als Sultan Amurats Sohn zum Sultan ausrief und von keinem Vergleiche hören wollte.

Da sich die Macht des Pascha ungemein schnell vermehrte, so stellte sich 1659 der Großvezier an die Spitze eines zahlreichen Heeres, und bot ihm eine Schlacht an, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Da nun der Großherr genöthigt war selbst ins Feld zu ziehen, so wollte der Pascha mit ihm unterhandeln, welches der Sultan auch annahm; dieser schickte eine seiner Creaturen ab, und der Pascha wurde unter dem Vorwande der Unterhandlung ermordet. Einige Andere, die die Plane des ermordeten Pascha auszuführen versuchten, wurden durch die Klugheit des Großveziers entzweit und zum Gehorsam gebracht.

Im Jahre 1661 nahmen die Türken die wichtige Festung Waradein weg, unter dem Vorwande den widerspenstigen Fürsten Ragozi von Siebenbürgen zu bestrafen. Da Waradein nicht zu Siebenbürgen, sondern zu Ungarn gehört und diese Gespannschaft dem Ragozi nur zur Verwaltung und in der Eigenschaft eines kaiserlichen Beamten übergeben war, so wurde dieses Veranlassung zu einem neuen Kriege gegen Ungarn und das teutsche

Reich, welcher aber nicht sogleich ausbrach. Um den vorzunehmenden Operationen näher zu seyn, rieth der bejahrte Großvezier dem Großherrn, seinen Hof nach Adrianopel zu verlegen. Dort starb der Großvezier, nachdem er nicht lange vorher seinen Sohn Achmet zu seinem Nachfolger hatte ernennen lassen. Kaum war dieser Großvezier, so räumte er seine wichtigsten Gegner und Feinde, theils durch Verbannung, theils durch Hinrichtung aus dem Wege. Während dieser Unruhen wurden die Türken von den Venetianern zur See zweymal heftig geschlagen.

Die Empörung der Georgier im Jahre 1662, und des Pascha von Magnatia beschäftigten eine Zeit lang die Pforte, und da der Großvezier auch mit der Befestigung seines eigenen Einflusses zu thun hatte, so wurden die Feindseligkeiten gegen den römischen Kaiser eben nicht mit großem Eifer betrieben. Als nun gegen Ende des Jahres die Unruhen meistens gestillt waren, traf der Großvezier ernstliche Anstalten zum Kriege, und der Pascha von Buda verwüstete einen großen Theil von Siebenbürgen.

Nachdem der Sultan 1663 den römischen Kaiser unter dem Scheine friedfertiger Gesinnungen längere Zeit hingehalten hatte, erklärte er öffentlich seine Gesinnung, indem er an der Spitze seines Heeres abmarschirte, und jeden Friedensvorschlag stolz verwarf. Der Sultan zog mit dem Heere bis Adrianopel, dann übernahm der Großvezier das Commando, und rückte auf die ungarischen Gränzen los.

Ein auserlesenes Corps von 8000 Teutschen, unter dem General Fregatsch, das die Türken des Nachts überfallen und ein großes Blutbad angerichtet hatte, wurde endlich zurückgeschlagen, und verlohr 400 Mann an Todten und 1800 an Gefangenen. Diese letztern verurtheilte der Großvezier alle zum Tode, und sah ihrer Hinrichtung so lange zu, bis ihn das Murren seines Heeres nöthigte, damit einzuhalten, nachdem er 1400 Menschen hatte enthaupten lassen.

Die türkische Armee, welche immer weiter vorrückte, verbreitete einen solchen Schrecken, daß der Kaiser Wien mit den Archiven

verließ. Da sich aber doch das Kriegsglück durch die Tapferkeit der teutschen Generale und ihrer Verbündeten der Franzosen, wieder gewendet hatte, und der Großvezier im Juli 1664 bei Sanct Gotthardt mit großem Verlust geschlagen worden war, so bequemten sie sich zum Frieden, und beschränkten ihre Foderungen auf die Festung Neuhäusel, die sie früher erobert hatten.

Nachdem der Feldzug geendet war, so war der Sultan auf die endliche Eroberung der Insel Candia bedacht, und kehrte nach Constantinopel zurück, um sein Vorhaben auszuführen. Im Jahr 1666 fing dieser Krieg auf beiden Seiten an, sehr lebhaft zu werden. Der Großvezier landete mit einer sehr großen Armee auf Candia.

Den 11ten Mai 1667 fing die berühmte Belagerung von Candia mit großem Nachdruck an. Bisher war sie nur von geringen türkischen Haufen umgeben gewesen, jetzt aber lagerte sich der Großvezier mit 70,000 Mann davor, die mit allem, was zum Angriff eines solchen Platzes nöthig ist, versehen waren, und

die Kanonen bei sich hatten, von denen einige 120 Pfund schoßen. Die Türken waren ihres Sieges so gewiß, daß man in Constantinopel schon große Vorbereitungen zu Illuminationen und andern Lustbarkeiten wegen der Eroberung von Candia machte; dieser Ort aber schlug die wiederholten wüthendsten Angriffe zurück, und der Großvezier mußte den ganzen Winter hindurch in seinen Verschanzungen bleiben. Es vergieng noch das Jahr 1668, und durch der Belagerten tapfere Vertheidigung war noch keine Aussicht zur Eroberung vorhanden. Sie gewannen die Aussenwerke, wobei sie sehr viele Leute verlohren, allein sie waren auch im Stande, ihre Truppen beständig zu ergänzen, und durch immerwährende Zufuhr litten sie nie Mangel an Kriegsbedürfnissen.

Als der Sultan im Jahre 1669 sah, daß er troz aller auf die Belagerung verwendeten großen Kosten und troz der möglichsten Anstrengung dennoch nichts ausrichtete, fing er an zu besorgen, seine Brüder mögten auf den Thron steigen; er erließ daher den Befehl, sie zu erdrosseln; da aber das Volk von Constantinopel zu ihrer Vertheidigung die Waf-

fen ergriff, so vereitelte es für jetzt seine Absichten. Von dieser Furcht wurde er endlich durch die Uebergabe von Candia durch eine Capitulation befreit, welche die Grundlage zu einem Friedensschlusse mit den Venetianern war.

Im Jahre 1670 kehrte der Großvezier im Triumph zurück und berathschlagte sich mit dem Sultan, wie dieser seine Brüder aus dem Wege schaffen könne. Aus dieser Ursache hielt man es für nöthig, die unruhigsten Janitscharen zu einer Unternehmung an die polnische Gränzen zu schicken und während ihrer Abwesenheit erwürgte man heimlich den Prinzen Orkhan.

Im Jahre 1672 wurde Polen angegriffen, die Ukraine und Caminieck nebst einem großen Theil von Podolien erobert, und Polen gezwungen einen Frieden zu schließen, durch welchen diese Krone jährlich 22,000 Ducaten an die Pforte Tribut bezahlen sollte. Die Türken und Tartaren hatten über 300,000 Menschen beyderley Geschlechts ermordet oder in die Sclaverey geschleppt. Dieser Friede wurde sowohl von dem polnischen Reichstag,

als auch von dem Divan verworfen, und der Sultan mußte, troß den Drohungen des Czars, der alle europäischen Fürsten in Polens Interesse zu ziehen suchte, die Waffen wieder ergreifen; doch den 11 Novbr. 1673 wurden die Türken bey Chozim durch den Kronfeldherrn Johann Sobieski geschlagen. In dem folgenden Feldzuge 1674 nahmen die Türken alle Einwohner in den Gegenden, in denen sie eindrangen, hinweg und vertheilten die Gefangenen beyderley Geschlechts als Sclaven unter die Soldaten. Die Ukraine wurde in eine Wüste verwandelt und Human von den Türken erobert; von den 100,000 Menschen, welche sich darin befanden, entkamen nur wenige. Das folgende Jahr 1675 eroberte Johann Sobieski, der seither zum König von Polen erwählt worden war, verschiedene von den Türken vorher eingenommene Provinzen wieder.

Im Jahre 1676 wurde Friede geschlossen, bey welchem Caminieck, ein großer Theil von Podolien, und ein großer Theil der Ukraine in den Händen der Türken blieben. Rußland, das mit Polen alliirt war und bisher wenig

gethan hatte, fieng nun an den Krieg allein mit allem Ernst fortzusetzen.

Noch in demselben Jahre starb der Großvezier Achmet Kiuperli, dem man vorzüglich die unter Mahomets Regierung erfochtenen Siege zuschreiben muß und dessen Verdienste man am deutlichsten durch den Contrast der Laster seines Nachfolgers Kara Mustafa bemerkt.

Im Jahre 1677 wurden die Türken vor Czecherin, das sie belagerten, von den Moskowitern geschlagen und verloren den größten Theil ihres Geschützes. Als sie im darauf folgenden Jahre ihr Heil an dieser Festung noch einmal versuchen wollten, wurden sie wiederum mit großem Verluste davon geschlagen. Die Russen benützten die Vortheile nicht, die ihnen dieser Sieg darbot, sondern zogen sich vielmehr zurück und begnügten sich, blos die aufgeworfenen Belagerungswerke der Türken zu zerstören. Diese bemerkten den Mißgriff sogleich, ergriffen die Gelegenheit, überrumpelten Czecherin, machten nach ihrer gewöhnlichen Grausamkeit alles nieder und ver-

wandelten diese bisher wichtige Festung in einen Steinhaufen.

Der Großvezier Kara Mustafa erlaubte sich jede Art von Raub und Betrug, um sich zu bereichern, und seinen Einfluß zu behaupten; und da er den Krieg am vortheilhaftesten hiefür hielt, so berief er im Jahre 1680 einen sehr feierlichen Staatsrath zusammen, in dem er alle nur möglichen Gründe anführte, um zu beweisen, daß ein Krieg zur Ehre und zum Vortheil des Staats sehr heilsam sey. Ob er nun gleich in diesem Staatsrathe nichts ausrichtete, so gewann er doch das Jahr darauf, nachdem mit Rußland Frieden geschlossen war, den Großherrn, und überredete ihn, daß ihn die Umstände begünstigten, den römischen Kaiser anzugreifen, und daß der französische Hof seinen Absichten beitretten würde.

Im Jahre 1683 brach die Pforte den Frieden, obwohl die Zeit der getroffenen Uebereinkunft noch nicht verflossen war. Der Krieg war langwierig und blutig. Die Türken waren anfangs glücklich, drangen bis Wien vor, und belagerten diese Stadt. Den 2ten

September wurden sie aber geschlagen. Ihr ganzes reiches Lager und das sonstige Gepäcke gieng für sie verlohren, und sie wurden gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Christlicher Seite hatte König Johann, von Pohlen der dem Kaiser mit 22,000 Mann zu Hülfe gekommen war, das Oberkommando. Von diesem Augenblicke an hatte die Türken das Kriegsglück verlassen, und durch eine Reihe glänzender Thaten eroberten die Teutschen alles wieder, was die Türken in Ungarn an sich gerissen hatten.

Der Großvezier Kara Mustafa wurde das Opfer seiner Rathschläge; er wurde mit seiner ganzen Familie zu Belgrad erdrosselt, weil er die Schlacht vor Wien verlohren hatte. An seine Stelle kam Kara Ibrahim. Dieser hatte keine Lust auf seine eigene Gefahr und Verantwortung die Leitung der Kriegsoperationen zu übernehmen, sondern er blieb am Hofe, und überließ dem Janitscharen-Aga als Seraskir das Commando. Die Christen zu Constantinopel ließ er entwaffnen, damit sie in Abwesenheit des Heeres keine Unruhen erwecken könnten.

Weil nun im Jahre 1684 das Glück den Türken geneigter zu seyn schien, indem die Christen gezwungen wurden, die Belagerung von Ofen wieder aufzuheben, so kam der Großvezier in großes Ansehen, und obwohl das folgende Jahr Neuhäusel verlohren gieng, so blieb sein Ruf doch ungeschmälert. Da er aber sah, daß bei den Anstalten, die getroffen wurden, indem man zur Ergänzung des Heeres lauter Gesindel aushob, und auch das Geld allmählig zu mangeln anfieng, kein guter Erfolg zu erwarten sey, machte er sich von seinem Amte los, und verhalf seinem Tochtermann Solimann zu dieser Stelle, der ebenfalls dem Beispiele seines Schwiegervaters folgend sich nicht von dem Sultan entfernte.

Die erste Sorge dieses Veziers war Geld herbei zu bringen und sich seine Gegner vom Halse zu schaffen. Beides bezweckte er dadurch, daß er 55 Paschas unter dem Vorwande, daß sie in den bisherigen Feldzügen ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten, erdrosseln, und ihre großen Reichthümer einziehen ließ. Als aber Ofen und viele Orte in Morea verlohren, auch mehrere Paschas sich em-

pörten, da wurde das Volk in Constantinopel unruhig. Der Mufti, der dem Sultan seine Unzufriedenheit sehr ernstlich bezeugte, ward abgesetzt und im Serail verschiedene Veränderungen vorgenommen.

Da aber im Jahre 1687 die Schlacht bei Mohaz, und darauf die Festung Esseck verlohren wurde, da stand im türkischen Reiche alles gegen einander auf. Der Großvezier legte alle Schuld auf die bei der Armee commandirenden Paschas, diese hingegen solche auf den Großvezier, und weil die letztern bei dem Heere mehr galten als der Erste, so wurde es ihnen nicht schwer, dasselbe dahin zu bringen, daß es sich gegen den Großvezier verschwur, einen gewissen Osman zum Großvezier aufwarf, und gegen Adrianopel anmarschirte, um Solimans Kopf zn fodern. Der Großherr hätte den Vezier gerne gerettet, da aber sein eigner Kopf nicht allzusicher stand, so mußte er jenen, um den seinigen zu retten, den empörten Soldaten hingeben, und den ihm aufgedrungenen Osman als Großvezier annehmen. Dem unglücklichen Soliman mußte noch Gesellschaft leisten sein Schwiegerva-

ter, der vormalige Großvezier Kara Ibrahim, der in Rhodus bisher im Privatstand gelebt hatte, und seine nächsten Verwandten.

Durch die Erwürgung dieser Personen glaubte der Sultan das Volk zur Ruhe gebracht zu haben; da aber dieses dem Sultan selbst die bisherigen Unfälle zuschrieb, nicht nur allein, weil er den Frieden mit dem römischen Kaiser, der dessen Verlängerung doch gesucht hatte, noch vor Ausgang der Stillstands-Jahre gebrochen, sondern weil er sich auch um die Regierung gar nichts annahm, und seine Zeit blos mit Jagen und in dem Harem zubrachte, so machte dieß die Sache nicht besser, sondern die Soldaten wurden in ihrem Trotz und in ihrem Ungehorsam nur noch unverschämter. Der Sultan sah die Gefahr, die ihm drohte, verließ Adrianopel und floh nach Constantinopel, und weil er kein Mittel sich zu erhalten sah, so versuchte er seine Brüder umzubringen. Da das Volk mehr Neigung zu seinen Brüdern als zu ihm hatte; so durfte er sein Vorhaben nicht merken lassen, sondern gab dem Kislar Aga zu verstehen, daß er gerne seine Brüder besuchen

wollte, um sie zu bitten, im Fall einer aus ihnen auf den Thron kommen sollte, daß er ihm und seinen Kindern kein Leid zufügen mögte. Dieser Staatsmann, der wohl begriff, was unter diesem Besuche verborgen sey, theilte das Vorhaben des Sultans andern Beamten und endlich dem Großvezier mit, von welchen allen beschlossen ward, daß man die Prinzen in das alte Serail bringen, den Sultan aber entthronen wollte.

Der Großvezier schickte eine Anzahl Janitscharen nach der Stadt, die die Sache mit dem Mufti und andern hohen Personen verabredeten, darauf in das alte Serail giengen und den ältesten Bruder des Großherrn zum Sultan erhoben. Hierauf begaben sie sich in den kaiserlichen Palast, kündeten Mahomet, der von dem ganzen Vorfall nichts wußte, seine Absetzung an und brachte ihn in das Gefängniß, in dem Soliman bisher gesessen hatte.

Soliman III.

Durch diese Revolution wurde der Staat noch mehr zerrüttet; Partheyen standen gegen

einander auf, ein Theil war Soliman anhänglich, ein anderer wollte von der Entsetzung Mahomets nichts hören und verlangten ihn auf den Thron, ein dritter wollte den ältesten Sohn des abgesetzten Sultans. In Asien empörte sich Geduk, der Pascha in Natolien, und sammelte ein furchtbares Heer. Die Janitscharen murrten, daß man das bey dergleichen Veränderungen gebräuchliche Geschenk verweigerte.

Die Frechheit der Soldaten nahm 1688 so sehr überhand, daß sie in Constantinopel nach Willkühr haußten und sich einen Anführer mit Namen Fetuagi erwählten. Der Sultan, welcher hoffte, daß diese Unruhen von selbst aufhören möchten, sah eine Zeit lang ruhig zu, da sie aber immer mehr überhand nahmen, befahl er dem Janitscharen Aga, den Fetuagi todt oder lebend vor den Divan zu liefern. Der Aga befahl diesem zu erscheinen, und als er sich dessen weigerte, stieß er ihn nieder. Dieser Mord brachte den ganzen Haufen in Wuth, so daß sie die Paläste des Schatzmeisters und des Großveziers stürmten, letztern umbrachten und nun auf das Serail

losbrechen wollten, als man hier die Fahne Mahomets aufsteckte. Auf dieses nun lief alles, was die Waffen führen konnte, herbey, grief die Rebellen an, und schlug sie nieder, so daß an demselben Tage über 4000 Menschen das Leben verlohren haben.

Diese Empörung war zwar gestillt und die Meuter getrauten sich nicht mehr in offenen Aufruhr auszubrechen. Zum Großvezier wurde Mustafa Chiuperli erhoben. Nicht lange nachher wurde eine neue Verschwörung entdeckt; der Sultan sollte, wenn er am Bayram in eine Moschee gehen würde, ergriffen und in sein voriges Gefängniß zurück gebracht werden.

In Ungarn waren türkische Befehlshaber unter sich uneins; Jenkin Pascha hatte einen großen Theil des Heeres auf seiner Seite und wollte das Commando selbst, es entstanden daher häufige Streitigkeiten zwischen ihm und dem Seraskir, welche Gelegenheit gaben, daß Belgrad von den Christen um so leichter erobert wurde.

In Asien schlug Geduck 1689 die gegen ihn geschickten Truppen und rückte gegen Constantinopel an; die Teutschen waren bis Nissa in Servien vorgedrungen. Das türkische Reich erzitterte und der Großvezier mußte als ein Sühne-Opfer des erzürnten Volkes seinen Kopf verlieren. Ihm folgte Chiuperli Ogly, ein Bruder des berühmten Chiuperli, der Candia eroberte, in dieser gefährlichen Stelle.

Dieser, der den Franzosen gewogen war, stellte sich, als ob er geneigt wäre, mit dem römischen Kaiser Friede zu schließen; ins geheim aber bewog er den Sultan zur Fortsetzung des Krieges. Im Jahre 1690 wurde die türkische Gesandschaft, die sich eines Friedenschlusses wegen zu Wien befunden hatte, zurück gerufen und die Unterhandlungen abgebrochen. Diese Verhandlung zog dem Großvezier den Haß und die Verfolgung vieler Großen sowohl, als auch des Volkes zu; als aber Servien und Belgrad wieder von den Türken eingenommen wurde, da wuchs sein Ansehen von Tag zu Tag. Er wußte sich bey den Griechen und bei den auswärtigen Mächten, kurz bei jedermann, beliebt zu machen.

Indem nun dieser Staatsmann beschäftigt war, die Angelegenheiten des türkischen Reiches in einen bessern Stand zu bringen, starb der Sultan Soliman an der Wassersucht. Dieses führte Verwirrung herbey, und zwang den Großvezier, der sich schon im Felde befand, nach Constantinopel zurückzukehren; denn daselbst gab es Partheien, deren eine den entthronten Mahomet, eine andere den ältesten Sohn desselben, und eine dritte den noch vorhandenen Bruder Solimans Achmet, auf den Thron setzen wollte. Diese Letzte gewann die Oberhand, weil sich jedermann vor der Rache Mahomets und seines Sohnes, dessen Grausamkeit bekannt war, scheute.

Achmet II.

Dieser war während der Regierung seiner Brüder in beständiger Abgeschiedenheit gehalten, und seine ganze Beschäftigung war die Gärtnerey, für die er eine leidenschaftliche Vorliebe hatte: dennoch würde sich seine Regierung ausgezeichnet haben, wenn der kluge Vezier Chiuperli länger gelebt hätte. Noch in demselben Jahre, als Achmet den Thron bestieg, starb dieser gewandte Staatsmann.

Ihm folgte in diesem hohen Posten der Kaimakan von Constantinopel Hali.

Das unglückliche Treffen vor Salankement hatte den Anfang seiner Geschäftsführung gewaltig verdunkelt. Der üble Erfolg des Krieges gegen den römischeu Kaiser machte, daß das Volk sich nach Frieden sehnte, und wäre der vermittelnde englische Gesandte 1692 nicht plötzlich gestorben, so wäre der Krieg wohl geendet worden. Ungeachtet sich die meisten Paschas in Asien empört hatten, und man bedeutende Heere dahin senden mußte; so vermochten doch französische Einflüsterungen die Pforte zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Der Großvezier Hali war keineswegs der Mann, der solche Zerrüttungen hätte ordnen können; verhaßt durch seine Grausamkeit und Ungerechtigkeit, brachte er den ganzen Hof gegen sich auf, was auch seine Absetznng herbeiführte. Er wurde in die Dardanellen gesperrt, und seine Stelle erhielt Ali, Pascha aus Mesopotamien.

Gegen den römischen Kaiser und die Republik Venedig konnte der Feldzug nicht mit

aller Macht geführt werden, weil die Empörungen in Asien einen großen Theil der bewaffneten Macht erforderten. Die Tartaren, die in diesem Feldzuge das meiste gegen die Christen verrichten sollten, kehrten plötzlich nach Hause. Dieses verursachte, daß Großwaradein, obwohl die kaiserlichen Truppen schwach waren verloren gieng. Diese Unglücksfälle verursachten, daß auch dieser Vezier im Jahre 1693 seinen Posten verlohr. In diesem Jahre starb auch der abgesetzte Sultan Mahomet in seinem Gefängnisse wider Vermuthen eines natürlichen Todes.

Die Unruhen am türkischen Hofe dauerten beständig fort, und derselbe war in zwey Partheien getheilt, von denen die eine für den Frieden, die andere aber für den Krieg gestimmt war. Die noch immer anhaltenden Unruhen in Asien, und besonders die Araber beschäftigten die Pforte, daher wäre es dem holländischen Gesandten, der den Frieden mit dem Kaiser vermittelte, gelungen, da auch der Großvezier zum Frieden geneigt war, wäre nicht der Großherr erkrankt.

Im Februar 1695 starb Achmet, von niemand bedauert, an der Wassersucht. Er

hatte zwar mehrere Söhne, diese waren aber viel zu jung, als daß man sie bey diesen zerrütteten Umständen hätte zu Regenten erheben können. Es wurde daher nach des sterbenden Achmets eigenem Gutbefinden Mustafa, der älteste Sohn Mahomets, auf den Thron gesetzt.

Mustafa II.

Dieser machte bey seinem Regierungsantritt grosse Veränderungen und mußten alle Beamten des Serails und selbst der Großvezier seinen Günstlingen weichen. Nochmal schien sich die Pforte, die schon seit mehreren Regierungen sichtbar in Verfall und im Sinken war, heben zu wollen. Der Sultan zeigte, daß es ihm weder an Verstand noch an Herz mangelte. Er zog persönlich zu Felde, die Anstalten, die er traf, waren ziemlich gut. Da er den General Veterani in Siebenbürgen geschlagen hatte, so kehrte er wieder zurück und zog triumphirend in Constantinopel ein. Die Rebellen in Asien wollten sich durch den bloßen Namen des Sultans nicht schrecken lassen; die Araber, die von den Persern heimlich unterstützt wurden, eroberten die Stadt und die Provinz Basora.

Im Jahre 1696 rückte der Sultan troz der Drohungen von Seite Persiens mit einer beträchtlichen Armee wieder gegen Ungarn, und der zweifelhafte Ausgang der Schlacht bey Olasch vermehrte sein Ansehen und seinen Ruhm bey dem Volke um vieles.

Doch im Jahre 1697, als der Sultan neuerdings mit ungeheueren Plänen gegen Ungarn anrückte, wurde er durch den tapfern Prinzen Eugen von Savoyen bey Zenta geschlagen, seine Infanterie gänzlich zu Grunde gerichtet und alle seine hohen Pläne zertrümmert. Noch mehr gedrängt und in die Klemme gebracht durch den Frieden, den Frankreich mit dem teutschen Reiche geschlossen hatte, indem er nun fürchten mußte, daß der römische Kaiser und die mit ihm Verbundenen nun mit ihrer ganzen Macht über ihn herfallen würden; mußte er einen für ihn demüthigenden Frieden zu Carlowiz 1699 eingehen. Was die Pforte bisher in Ungarn und Siebenbürgen besessen hatte, mußte sie an Oestreich, Morea an Venedig, Asow an Rußland und Kamieniecк an Polen abtreten. Von dieser Zeit an war das türkische Reich, einst der Schrecken

der Nachbarstaaten, denselben immer weniger furchtbar, und in sichtbarem Verfall. Der Nachfolger Mustafas, Achmet III. führte seine Kriege gegen Oestreich, Rußland und Venedig nicht glücklich. Zwar gewann er von dem letzten Staate im Frieden zu Passarowitz Morea wieder, mußte aber an Oestreich das Banat, Servien und einen Theil von Bosnien und der Wallachey abtreten. Eben so unglücklich kämpfte er gegen Kouli Khan, der das persische Reich eroberte. Die Unglücksfälle, die während seiner Regierung die Pforte trafen, erregten Unzufriedenheit, die endlich in offene Empörung ausartete, bey welchem Aufruhr Achmet im Jahre 1730 von dem Thron gestoßen wurde. Sein Nachfolger Mahomet V. brachte zwar im Belgrader Frieden Bosnien und die Wallachey an die Pforte zurück, den Feldzug gegen Kouli Khan setzte er aber unglücklich fort. Das Reich im Innern wurde durch die Umtriebe der Großen zerrüttet, die Heere hatten alle Mannszucht verloren und Trotz und Ungehorsam war an ihre Stelle getreten. Mahomet wollte zwar selbst regieren und veränderte daher häufig die Großveziere, war aber in den Händen eines raub-

süchtigen und unverschämten Kislar Aga, der sowohl die Janitscharen als den Ulema beleidigte. Wiederholt angelegtes Feuer sollte die herrschende Unzufriedenheit bezeugen, und endlich ward der Sultan, der eine neue Empörung zu befürchten hatte, gezwungen, den Kislar Aga aufzuopfern, und ihn hinrichten zu lassen. Seine ungeheueren Schätze kamen in den Hasne.

Im Jahre 1754 starb Achmet, sein Nachfolger war Osman III. Unter diesem Sultan erlangten der Kislar Aga und dessen Secretär Jazigi Effendi das vorige Vertrauen und hiemit Einfluß auf die Regierung.

Osman starb 1757; unter seinem Nachfolger Mustafa III. gelangte der Großvezier wieder zum höchsten Einfluß. Der Sultan setzte ein blindes Vertrauen in Ragib Mehemet den dortmaligen Großvezier, dem zu Liebe er auch diese Stelle verbesserte. Im Jahre 1769 griff er unvorsichtiger Weise Rußland an, die krimmischen Tartaren verheerten die nahe gelegenen russischen Provinzen. Ein glänzender Feldzug begann, den die Großtha-

ten der Fürsten Gallitzin und Romanzow verherrlichten, die Moreoten empörten sich und wollten das türkische Joch, unter dem sie seufzten, zertrümmert von sich abschütteln. Das Seetreffen zu Chesme, einem Hafen Natoliens, zeigte die Schwäche der türkischen Flotte. Mustafa, von Gram verzehrt, starb; sein Bruder und Nachfolger Abdulhamid mußte einen schimpflichen Frieden schließen. Die Krimm bisher abhängig von der Pforte gieng an Rußland verlohren, die Bukowina mußte 1771 an Oestreich abgetreten werden. Rußlands Forderungen an die Pforte wurden immer häufiger, und waren jedesmal mit Abtrettungen von Seite der Pforte begleitet. Endlich ward von Catharina, der Kaiserinn Rußlands, und Joseph II. römischen Kaiser beschlossen, diese Barbaren, die schon seit Jahrhunderten allen christlichen Völkern zur Schmach in den schönsten Theilen Europas den Sitz ihrer Finsterniß aufgeschlagen, die die Wiege der Künste und Wissenschaften mit wildem Frohlocken zerstört, und alle Völker- und Menschenrechte mit bitterm Hohn unter die Füße getretten haben, aus Europa zu vertreiben. Der Krieg begann 1790. Der Er-

folg und das Ende desselben sind unsern Tagen zu nahe, als daß sie einer weitern Erwähnung bedürften. Die hohen Verbündeteu würden ihren Zweck erreicht haben, wären sie nicht von England, Schweden und Preußen hieran verhindert worden.

Verdienen] solche Barbaren, daß eine christliche Macht zu ihrer Hülfe herbeieilt. Auf die Trümmer eines durch sie zerstörten Reiches haben sie ihr blutiges Panier gepflanzt, und ihre Geschichte ist eine Kette von Grausamkeiten, Meineid, Empörungen, Fürstenmord, und Greuel aller Art. Alle Versuche diese Horden zu civilisiren sind gescheitert, und die letzten Ereignisse und das traurige Ende des vorigens Sultans Selim III. zeigen nur zu deutlich, was von ihnen zu hoffen sey. Nicht weil sie ihr Reich durch die Gewalt der Waffen gründeten, nicht weil sie fremde Völker unterjochten, sind sie die rechtmäßigen Besitzer ihres Landes; denn beinahe alle Völker gründeten ihr Dasein und ihre Macht durch die Gewalt der Waffen. In den Gesetzen aller Völker ist die Verjährung deutlich ausgesprochen und sie scheint selbst durch

die Natur begründet; der lange Besitz erwirbt das Eigenthumsrecht: Aber andere Eroberer vermengten sich mit den Unterjochten, und bald kannte man den Sieger, und den Besiegten nicht mehr, sie wurden ein Volk, und ihre Kräfte waren im gemeinsamen Streben verbunden. Oft wurden die Ueberwundenen die psychischen Sieger der Ueberwinder; die Letzteren huldigten den Kenntnissen und den moralischen Vorzügen den Erstern, und ließen sich von ihnen belehren. Wie weit entfernt von einem solchen Betragen sind die Türken! Noch immer sind sie ein eigenes Volk, und nicht im Geringsten haben sie sich an die Griechen, deren rechtmäßiges Eigenthum sie zerstörten, und auf dessen Trümmer sie ihr Reich bauten, angeschlossen; ja selbst die geistigen Kräfte suchten sie in den Letztern zu ersticken. Durch eine barbarische Behandlung, durch tyrannischen Druck, haben sie die Letztern bis zu sich herabgezogen; noch betragen sie sich so, als ob sie aus den Wüsten hervorbrechend diese Unglücklichen erst vor Kurzem unterjocht hätten, sie selbst betrachten sich demnach als Fremde, als Feinde in ihrem Lande. Man schützt die heilige Legimität des Throns vor. Kann

ein Thron als legitim betrachtet werden, der sich seit Jahrhunderten durch Aufruhr, durch Vater- Bruder- und Kindermord entehrte? Kann eine Regierung legitim seyn, die den Bruch der heiligsten Verträge und den Meineid als recht betrachtet? Hierüber zu urtheilen wird selbst dem beschränktesten Verstande nicht schwer werden. Das System des politischen Gleichgewichts ist längst zerstört und es wäre sehr zu wünschen, daß ein System der Gerechtigkeit an seine Stelle träte. Lange schon sehen wir Reiche unter dem schönern Namen der Arrondirung sich um das Uebergewicht und um die Hegemonie in der europäischen Staaten-Republik bemühen, andere unter dem Namen der Handelsverbesserung nach dem höchsten Einfluß und nach der Leitung der Angelegenheiten streben. Zwey Reiche sahen wir mit entschiedenem Uebergewichte auf dem Festlande an uns vorübergehen*), eines behauptet seit lange die Herrschaft auf dem Meere, ein drittes strebt mächtig empor und droht die Weltherrschaft an sich zu reißen.

Anmerk. *) Preussen unter Friedrich II., Frankreich unter Napoleon.

Fürchtet man die Vergrößerung Rußlands? Die Pforte ist, Rußland entgegengesetzt, ein schwacher Damm. Befreyt Rußland die Griechen allein von dem türkischen Joche, so kann es auch auf ihren Dank und auf ihre Dienste rechnen; auch hat es dann diese Länder erobert, in denen sich die christlichen Unterthanen, schon durch Religion mit Rußland verwandt, glücklich fühlen werden, dem russischen Reiche einverleibt zu seyn. Eine selbstständige, kräftige und aufgeklärte Regierung, unter deren Leitung die Kräfte dieser Länder geweckt werden, ein Volk, das für sein Eigenthum und für seine Selbstständigkeit besorgt, der Cultur empfänglich würde, wären geeigneter sorgeerregenden Vergrößerungen Gränzen zu setzen. Nur das gemeinsame Einschreiten der europäischen Mächte, nur das Zusammenwirken derselben ist im Stande dieses zu realisiren, und in den schönsten Theilen Europens, die nun zur Barbarey herabgesunken, ihr Schicksal beseufzen, ein neues Reich zu gründen, das die Ruhe Europens und seine Freyheit aufrecht erhalten, den Vergrößerungen furchtbarer Reiche entgegen arbeiten könnte.

Wissenschaften und Künste.

In welchem Zustande sich die Wissenschaften bey den Türken befinden, läßt sich aus dem Vorhergehenden leicht abnehmen. Bey den Türken sind beynahe gar keine Wissenschaften zu finden, und man würde einen teutschen Gelehrten für wahnsinnig halten. Alle ihre Speculationen arten sogleich in den auffallendsten und lächerlichsten Unsinn aus. Von den Franken sich Kenntnisse zu sammeln hält der Türke für unwürdig, indem er ein weit vornehmerer Mann ist, als diese Ungläubigen. Von reiner, sowohl als angewandter Mathematik wissen sie (eine unbedeutende Rechenkunst ausgenommen) beynahe so viel als nichts. Von der Astronomie haben sie ganz eigene und sonderbare Begriffe. Die Fixsterne, glauben sie, hängen an Ketten, die an dem Himmel befestigt wären, die Mondsfinsternisse entständen durch einen Drachen, der diesen Himmelskörper verschlingen wollte. Ueberhaupt haben sie statt der Astronomie nur eine Astrologie, und an dem Hofe sind mehrere solche gelehrte Männer im Dienste, auch halten sich die Angesehenen ihre eigenen Astrologen, Wahrsager

und Wundermänner. Von der Chymie haben sie beinahe keinen Begriff, und kömmt ein Türke zu einem der europäischen Apotheker, welche in den Spitälern angestellt sind, und dort Laboratorien haben, so erstaunt er über den wundervollen Mann und hält ihn für einen Zauberer. Sonstige Kenntnisse von Physick und Naturgeschichte werden vergeblich gesucht, eine Menge Mährchen ausgenommen.

In der Geographie sind sie höchst unwissend, und selbst bedeutende Beamte sind kaum im Besitze der beschränktesten Kenntniß ihres eigenen Landes. Vom Auslande haben sie höchst lächerliche und unsinnige Begriffe, halten eine Menge Fabeln für wahr, und geben jedem Volke seinen besondern Schimpfnahmen. Von den Persern glauben sie, daß sie verdammt seyen, und in der Hölle in Esel verwandelt würden, auf denen die Juden reiten. Von den Franken sagen sie, daß sie lasterhafte, abergläubische Menschen seyen, die viel mit den Teufeln zu thun hätten, und daher viele Zaubereien treiben könnten, zwar seyen sie in dem Besitze einer Kriegskunst, durch die sie sogar fürchterlich wären, und

durch welche sie mit Hülfe ihrer dienstbaren bösen Geister eine Zeitlang sogar die Oberhand erlangen und die Pforte beinahe vernichten würden, endlich würden sie aber doch von den geheiligten Waffen der Rechtgläubigen wieder besiegt, von denselben gänzlich unterjocht, zu Mahometanern bekehrt, oder ausgerottet. Diesen Ungläubigen glauben sie, sey kein Muselmann sein Versprechen, Treue, ja sogar Schwüre zu halten schuldig, und ihre Ermordung sey, wenn sie nicht Mahometaner werden, sogar ein verdienstliches Werk. Die Engländer halten sie für besonders mächtig zur See, die Teutschen und Franzosen aber zu Lande, für die mächtigsten halten sie die Russen, die sie auch deswegen große Ungläubige nennen.

In gleichem Zustande befindet sich die Geschichte; man findet ausser einigen mit vielen Fabeln angemischten Chroniken in den Medresees beinahe keine historischen Werke; am besten ist die der Schule des Serails. Von der alten Geschichte wissen sie etwas von Alexander, den sie auch immer als Muster eines Erobers aufstellen; Mahomet IV. glaubte

ihm gleich zu seyn. Von Salomon glauben sie, daß er einer der weisesten Männer, und der größte Zauberer gewesen sey, auf dessen Befehl Geister Palmyra und Balbeck erbaut hätten.

Die Dichtkunst ist bei ihnen ein Schwall von Worten ohne Sinn, ein schwülstiges Gemisch türkischer und persischer Worte. Der sogenannte Dichter befleißt sich so viele persische Worte anzubringen, als ihm nur möglich ist, dabei ist aber zu bemerken, daß er diese Sprache keineswegs selbst spricht. Eben so ist es mit der Theologie und mit der Rechtswissenschaft. Ein Mitglied des Ulema, das über diese Gegenstände etwas schreibt, mengt ebenfalls eine Menge arabischer Worte ein, auch ohne diese Sprache selbst zu sprechen.

Trotz den wiederholten Versuchen konnte die Buchdruckerey doch keine Fortschritte machen; hieran ist blos die Trägheit der Türken schuld. Ihre Schrift ist sehr schwer zu erlernen, und dieß hauptsächlich wegen der Verschiedenheit der Charaktere. Ihre Schreiber von Profeßion verwenden vielen Fleiß auf die-

se Kunst. Bey verschiedenen Gegenständen gebrauchen sie verschiedene Schriften, eine Gattung von Charakteren wird Tealik genannt und diese gebrauchen sie zur Dichtkunst, die andere Neschki wird bey Wissenschaften, Divani bey Staatssachen, Ausfertigungen, Befehlen 2c. und Salus bey Aufschriften, Glückwünschungen, Freundschaftsversicherungen u. a. m. angewendet.

Bey allen Künsten, die sie treiben, zeigen sich fast immer Spuren von Aberglauben. Ihre Bauart ist von der arabischen entlehnt, aber keineswegs so vollkommen und geschmackvoll als diese, sondern eine plumpe unvollkommene Nachahmung derselben. Kein neueres Gebäude der Türken entspricht den schönen Denkmälern arabischer Kunst in Asien. Da die Sophienkirche in eine Moschee verwandelt wurde, so wurde sie das Muster, nach welcher viele Moscheen erbaut wurden. In Constantinopel trifft man mehrere schöne dem arabischen nachgeahmte Moscheen; doch dieses ist die Hauptstadt und der Sitz des Hofes. Alle schöneren Gebäude in dieser Stadt sind größtentheils im griechischen Styl und von

griechischen Baumeistern erbaut. Die Reste der griechischen Kunst betrachten sie mit einer Art von Scheu und glauben, diese Meisterwerke seyen von bösen Geistern und Teufeln gemacht. Sie überlassen Werke dieser Art nicht gerne an Franken und sind eifersüchtig auf ihren Besitz, nicht weil sie Sinn für die Kunst zeigen wollen, nein, weil sie glauben es seyen Schätze von Gold und kostbaren Steinen in ihrem Eingeweide verborgen. Um diese Schätze zu finden werden nun diese Prachtwerke zerschlagen und aus ihren Trümmern wird Kalk gebrannt, den sie zum übertünchen ihrer Wände verwenden; es ist nicht zu läugnen, daß diese Tünche sehr schön sey, aber es ist traurig, daß hiezu die Meisterstücke eines Phidias haben in den Kalkofen wandern müssen.

Malerey und Bildhauerey ist ihnen von ihrer Religion verboten, blos leblose Dinge dürfen sie nachahmen. Dieses Verbot achten sie so, daß nicht einmal das Bild ihrer Regenten auf den Münzen angebracht ist. Zur Verzierung ihrer Wände wählen sie häufig Stellen aus den Koran, auch wählen sie Blu-

men, Arabesken und Landschaften, doch letztere höchst unvollkommen, denn ihnen ist die Perspective gänzlich unbekannt.

Räderwagen kennt man beynahe gar nicht, nur in den europäischen Provinzen giebt es eine Art Wagen, in welcher die Weiber ihre Reisen machen. Der Großherr hat ein plumpes Ungeheuer von einer Kutsche, die einem Sommersallet auf Rädern gleicht, mit Vergoldungen und sonstigen Zierden überladen. In Asien hat man kaum einen Begriff von einem Rade und bedient sich bey Reisen und zur Fortschaffung der Waaren blos der Pferde, Maulthiere, Esel und Cameele.

Man sollte billig glauben, daß bey einem Volke, dessen Einrichtungen alle militärisch sind, das in beständige Kriege verwickelt war und bey dem häufige Krankheiten entstehen, gute Aerzte, oder doch zum Wenigsten gute Wundärzte gefunden werden sollten. Hört man, daß der Leibarzt des Großherrn, der Hakein-Bachi-Effendi ein Mann von solchem Ansehen und solcher Wichtigkeit ist, daß er den Kuf, einen großen runden Turban, den nur

die höchsten Staatsmänner haben, trägt, so wird man hiedurch noch mehr irre geführt. Der Leibarzt hat nur den Titel, ohne auch nur das geringste von der Medizin oder der Heilkunde zu verstehen, und die Sorge für des Großherrn Gesundheit ist Aerzten, die Franken, Griechen oder Juden sind, überlassen. In den Spitälern, die nur allein von den Franken unterhalten werden, sind größtentheils italienische Aerzte angestellt. Die Türken selbst suchen durch Besprechungen und andere Gaukeleyen viele Krankheiten zu heilen. Sie lassen sich durchaus kein Glied, selbst in dem äußersten Falle nicht, abnehmen. Auf Balsam halten sie sehr viel, und gebraucheu ihn häufig. Ihre ganze Kunst besteht beinahe darin, daß sie eine unbedeutende Wunde heilen; oder eine Kugel aus dem verwundeten Gliede ziehen. Kein Wunder, daß die Pest solche ungeheuere Verheerungen durch das ganze türkische Reich anrichtet; aus der Ungeschicklichkeit der Aerzte läßt sich die schlechte Einrichtung der Sanitäts-Polizey erklären. Es ist beinahe keine Anstalt zur Verhütung des Umsichgreifens der Pest getroffen: man erstaunt, wie gleichgültig man dieses Uebel an-

steht, ungeachtet durch sein Wüthen das türkische Reich ungemein entvölkert wird.

Die Nachen oder Boote (Tzaiken), deren man sich in Constantinopel bedient, sind spitzig gebaut, unten nicht flach, sondern gekrümmt und rund, weswegen sie auch leicht umschlagen. Auf dem Kanal in einem solchen Nachen spazieren zu fahren ist die größte Unterhaltung, welche sich die Einwohner von Constantinopel machen, sie lieben es vor Allem auf der Fläche des Wassers dahin zu gleiten. Aus dieser Ursache sind auch diese Fahrzeuge sehr zierlich gearbeitet und ihre Gestalt fällt schön in die Augen. Die Schiffer haben sehr viele Gewandtheit und fahren ausserordentlich schnell. Als Ballast bringt der Schiffer ein großes Gewicht von Marmor in den Nachen. Der Bostangi-Bascha, der immer zugleich eine Art von Polizeydirector ist, besitzt ein solches Boot, in dem zwölf Ruder angebracht sind, dieses nun fährt erstaunlich schnell und ihm kömmt kein anderes an Schnelligkeit gleich; es ist aber jedermann verboten ein ähnliches Boot zu besitzen.

Die Kochgeschirre der Türken sind von Kupfer recht niedlich gearbeitet, mit reinem

Zinn sehr gut verzinnt und daher der Gesundheit im Geringsten nicht nachtheilig.

Noch verdienen die Thürschlösser bemerkt zu werden. Es lautet sonderbar, wenn man hört, an eisernen Thüren befinden sich hölzerne Schlösser, und doch ist es in der Türkey wirklich nicht anders; alle Schlösser, und wenn sie auch wirklich an eisernen Thüren sind, sind von Holz. Der Schlüssel ist immer ein viereckigter oder runder Stab, an dem fünf bis sechs eiserne oder hölzerne Spitzen, einen halben Zoll lang und in ungleicher Entfernung angebracht sind; diese Spitzen entsprechen Löchern, die in dem obern Theile des Riegels angebracht sind, in welche eine gleiche Anzahl eiserne Zäpfchen aus dem Schlosse herabfallen, die aber unten mit Knöpfchen versehen sind, und dazu dienen, den Riegel unbeweglich zu machen. Mit den Spitzen des Schlüssels werden nun diese Zäpfchen in die Höhe gehoben, und sodann der Riegel, mittels des Schlüssels zurück gedrückt. Soll das Schloß gesperrt werden, so wird nur der Riegel vorgeschoben, und die Zäpfchen, die ihn festhalten, fallen, vermöge ihrer Schwere von selbst herab.

Mehrere Handwerker in der Türkey, z. B. Tischler, Zimmerleute u. s. w. machen einen sehr vortheilhaften Gebrauch von ihren Füßen bei ihren Arbeiten. Dieses kömmt aber zum Theil von ihrer frühen Uebung, zum Theil aber auch davon her, daß sie ihre Füße nicht schon von früher Jugend an in enge Schuhe einzwängen. Ueberhaupt ist die Eitelkeit, den Fuß in enge Schuhe zu zwängen, nicht nur allein übel angebracht und schädlich, sondern wie mich däucht, auch zwecklos. Die Türken ziehen nie enge Schuhe an, und ihre Füße sind deßwegen nicht größer, und die Araber, die fast ihr ganzes lebenlang baarfüßig gehen, haben die schönsten Füße.

Die Türken treiben zwar Handel unter sich, aber äußerst selten mit Auswärtigen. Der Handel mit Fremden ist größtentheils in den Händen der Franken, der Griechen oder der Juden. Die Ausfuhr des Moktakaffees ist durchaus, und strengstens verbothen.. Alle treiben eine Art Handel, oder eigentlich eine Hausiererey unter sich.

Oeffentliche Anstalten und Schulen.

Es ist eine Sucht vornehmer oder reicher Türken, wohlthätige oder fromme Stiftungen zu machen, und sie schmeicheln hiedurch ihrer Eitelkeit, und ihrem Stolze nicht wenig. Daher kommen die vielen Karavanen-Serais, zur Aufnahme und Verpflegung der Reisenden, und der Karavanen bestimmt. Stirbt ein Türke, und er ist nur einigermassen im Stande, so vermacht er in seinem Testamente stets eine Summe zu einer solchen Stiftung, oder zu einer Moschee. Bei den Moscheen sind auf diese Art gewöhnlich Medresses, eine Art hoher Schulen, dotirt. Von diesen Anstalten ist zwar in der Türkey selbst viel Lärm, und ist man nicht näher mit diesen Anstalten bekannt, so könnte man durch die Namen der Professoren getäuscht werden. Ausser dem Koran, ausser einer Art von schwülstiger Vielredekunst und einer mit vielen Fabeln untermischten Geschichte wird fast nichts als der lächerlichste Unsinn gelehrt. Diese Schulen haben Grade vom Sohta oder Studenten bis zum Mudderis oder Rektor. Auf diese Schulen kommen die Jünglinge aus den Mektels oder

gemeinen Schulen, in denen sie vorher Lesen und Schreiben lernen.

Der Ulema und die Mönche.

Der Ulema, wie wir bereits gehört haben, ist die Priesterschaft, die unter einem eigenen Oberhaupte einen mächtigen und angesehenen Körper im Staate bildet. Sie hält gleichsam der Macht des Sultans das Gegengewicht, und der Fetwa des Mufti ist zu jeder Staatsverhandlung durchaus nöthig, ja kann den Regenten selbst fürchterlich seyn, ein so ausgebreitetes Ansehen, einen so ausgedehnten Einfluß hat der Ulema; ohne Zustimmung desselben ist es sogar für den Großherrn nicht räthlich, sich von Constantinopel zu entfernen. Nicht nur allein der Dienst der Kirche ist dem Ulema übertragen, sondern, da die Gesetze unmittelbar mit der Religion in Verbindung stehen, da der Koran nicht allein die Satzungen des Glaubens, sondern auch das bürgerliche Recht und die Gesetze enthält, so ist auch die öffentliche Rechtspflege in seinen Händen und er nimmt unmittelbaren Theil an der ausübenden Gewalt mit dem Regenten selbst. Der Fetwa des Mufti ist im Stande, einen Sultan vom

Throne zu stoßen. Der Großherr hat allerdings das Recht und die Macht, den Mufti zu ernennen, oder abzusetzen, und dieses allein ist die Ursache, warum er nicht schon gänzlich abhängig von der Priesterschaft wurde; es wird ihm öfters sogar leicht, und er selbst von den Mitgliedern dieses mächtigen Staatskörpers unterstützt, den Oberpriester zu stürzen; allein in einer Sache, die den ganzen Ulema betrifft, muß er ausserordentlich vorsichtig zu Werke gehen, besonders muß er sich hüten, das Eigenthum desselben auch nur im Geringsten anzutasten. Die Personen der Mitglieder dieser Verbindung werden für so unverletzbar und so für heilig gehalten, daß ihr Blut in keinem Falle, und sollten sie auch für die größten Verbrechen die Todesstrafe leiden müssen, vergossen werden darf, sie werden daher in einem eigends hiezu bestimmten eisernen Mörser zu tode gestampft. Nur wenige Beispiele sind in der Geschichte aufbewahrt, daß Sultane, denen die Armee ergeben war, hievon Umgang nahmen, und Priester auf eine andere Art hinrichten ließen. Paschas und andere hohe Staatsbeamte suchen häufig die Aufnahme für ihre Söhne oder Verwandten

in den Ulema nach; damit das Vermögen, das sie ihnen während ihrer Lebenszeit geben, auf ihre Nachkommen vererbt werde, hiedurch vermehren sich die Reichthümer desselben stets ansehnlich. Durch die Vermächtnisse zu den Moscheen, deren Schätze der Ulema verwaltet, durch die Sporteln, die die Rechtspflege trägt, durch die Annahme von Geschenken und Bestechungen, werden die Mitglieder dieser Priesterschaft fast durchgängig reich und durch ihren Reichthum mächtig. An dem Eigenthume eines jeden einzelnen Mitgliedes, darf sich der Staat in keinem Falle vergreifen, sie sind daher die einzige Klasse von Beamten (dieses sind sie eben so wohl als sie Priester sind) welche ihr Vermögen auf ihre Nachkommen vererben können, da alle anderen Beamten von dem Großherrn nach ihrem Tode beerbt werden. In den Medressees werden sie gebildet, und schon bei ihrem Eintritt in so eine Schule werden sie als dem Ulema einverleibt angesehen. Haben sie nun hier alle Grade von Sohta, (Studenten) bis zum Mudderis (Rektor) durchgemacht, so werden sie in verschiedenen Theilen des Reichs angestellt. Es versteht sich von selbst, daß nicht alle Mud-

deris müssen gewesen seyn, um Aemter oder Beneficien zu erhalten. Der erste Grad nach dem Mudderis ist der Naib, oder der Sekretär eines Kadi, ihm vorgesetzt ist der Kadi, oder der Richter. Diese beiden Stellen sind schon ziemlich einträglich; denn um ein günstiges Urtheil in einer Sache für sich zu bekommen, ist es durchaus nöthig, auch in dem gerechtesten Handel den Kadi zu bestechen, hiebey darf aber niemals der Naib übersehen werden. Auf den Kadi folgt der Molah, oder Oberrichter. Dieser versteht seine Stelle noch einträglicher zu machen, als die bereits Genannten; denn gelangt eine Sache an ihn, so muß der Kadi und Naib einen Theil der erhaltenen Summe aufopfern, und überdieß muß auch von ihm das Urtheil erkauft werden. Dieser hat aber mehrere geistliche Verrichtungen zu machen. Nach ihm folgt der Kiabe Molassi, oder der Richter von Mecca. Diesem ist die Bewachung des Grabes und der Dienst bei dem Grabe des Propheten übertragen, nebenher entscheidet er Rechtsfälle, welche sich der Kadi und Molah zu entscheiden nicht getrauen. Nach diesem kommt der Istambol Effendisi, oder die oberste Magi-

stratsperson von Constantinopel. Dieser hat schon Sitz und Stimme im Divan. Nach ihm kommt der Kadileskier, oder der oberste Kriegsrichter, deren es zwei, einen für Europa, den andern für Asien giebt. Beide haben Sitz und Stimme im Divan, und schlichten die Streitigkeiten bei der Armee. Auf diese folgt nun der Mufti, der oberste Priester. Ohne seine Zustimmung ist kein Beschluß des Divans gültig, ohne seine Unterschrift und seine Erklärung, daß sie mit dem Koran übereinstimmt, wird keine Bekanntmachung und keine Verordnung der Regierung befolgt. Die Glieder dieser Verbindung haben einen ungemeinen Einfluß auf das Volk, und auf ihren Ruf würden Schaaren die Waffen ergreifen, und den Frevler, der ihre Rechte nur im geringsten angegriffen hätte, bestrafen, er mögte auch seyn, wer er wolle. Will der Großherr die Empörungen vermeiden, so ist es nöthig, daß er es mit dem Ulema ja nicht verdirbt.

Ausser den Ulema giebt es bey den Türken noch Mönche, welche in zwey Classen eingetheilt werden, nämlich in solche, die in Klö-

stern beysammen wohnen, und in solche, die ohne bestimmte Klöster herum wandern. Die erstern heißen Mewliah's, die letztern Bektasih's. Jede dieser Classen begreift wieder mehrere Orden in sich, die sich durch ihre besonderen Zeremonien unterscheiden.

Unter den Mewliah's sind die angesehensten die Derwische. Einige Orden, die zu der Classe der Mewliah's gehören, heulen und schreyen, und strengen hiedurch ihre Brüste so sehr an, bis sie Blut speyen; andere drehen sich wie Kreisel, bis sie schwindeln und umfallen; wieder andere machen mit Messern, glühenden Eisen u. s. w. Künste und Gaukeleyen.

Von den Bektasih's treten mehrere von freyen Stücken in die Dienste bey den Pascha's, mehrere halten sich bey den Janitscharen-Ortas auf, von denen sie sehr wohl gelitten sind; viele sind wahre Landstreicher (Santos genannt), die sich durch frommen Betrug auf anderer Leute Rechnung fortzubringen suchen, sie sind größtentheils Wahrsager und Wunderwirker. In Asien stehen diese Menschen in weit größerem Ansehen als in Europa, und es ist fast unglaublich, was sich dieses Gesindel für Freyheiten und für

Insolenzen besonders gegen Reisende erlaubt. In der Gegend von Jerusalem, oder auf dem Wege nach Mecca halten sich viele auf und prellen die Pilger, oder expressen Geschenke von ihnen. Am weitesten gieng ihre Frechheit sonst in Egypten; doch bey der jetzigen Regierung und bey der dortigen guten Polizey sind sie so ziemlich in Schranken gesetzt. Sie stellen sich als inspirirt oder als wahnsinnig (Wahnsinnige stehen überhaupt in Asien in besonderer Achtung) und erlauben sich die größten Ausschweifungen. Ohne Scheu fallen sie auf öffentlichen Straßen bey hellem Tage über Frauen in Gegenwart ihrer Männer, ohne Rücksicht, weß Standes sie auch immer seyn mögen, her, und befriedigen ihre thierischen Triebe, und die Männer, weit gefehlt hierüber aufgebracht zu seyn, preisen eine solche Frau noch glücklich. In Constantinopel dürften sie so etwas nicht wagen, sie würden in Geheim bei einer schicklichen Gelegenheit ermordet, in Egypten aber von der Polizey derb gezüchtiget werden.

Die Griechen.

Unterjochte Völker haben bei den Türken nicht das Bürgerrecht; doch ist dieses für die Türken, bei denen ein solches Betragen durch ihre Religion, ihre Gesetze und ihre Kriegsgebräuche begünstigt wird, die auf einer so niedern Stufe der Civilisation stehen, gewiß verzeihlich, da eine andere europäische Nation, die sich beständig selbst ihrer Großmuth und ihrer Aufklärung rühmt, die Türken hierin als Muster annimmt, und treulich ihrem Beispiele folgt. Mit dem bittersten Haß verfolgen sich Grieche und Türke. Schon seit Jahrhunderten schmachten jene unter dem eisernen Joche ihrer Bezwinger, von denen sie mit der größten Verachtung behandelt, und als ein Spiel ihrer Laune betrachtet werden. Vergreift sich ein Grieche an einem Türken, so hat dieser das Recht, den ersteren zu ermorden; daher sind die Griechen in beständiger Lebensgefahr; denn es ist ihnen nichts mehr nöthig, als aus Zufall an einen Türken auch nur mit dem Kleide zu streifen, um ermordet zu werden. Ich selbst war Zeuge eines schaudervollen Ereignisses. Zwischen Bujuk-

dere und Haske begegneten sich ein Türke und ein Grieche, letzterer streifte aus Zufall ganz absichtslos an den ersteren, hierüber entrüstet brach der Türke in die entehrendsten Schimpfworte aus, welche der Grieche, dahingerissen von einem bitteren Gefühle, erwiederte; dadurch in eine tolle Wuth ausbrechend, ergrief der Türke seinen Dolch, uud stieß auf den Griechen los; da auch dieser hierin dem Beispiele des Türken folgte, so durchbohrten sie sich gegenseitig, und in einer Stunde darauf waren beyde an den empfangenen Stichen gestorben. Bis auf die Kleidung dehnt sich der Druck aus, unter dem sie schmachten, und es ist ihnen, um sie sogleich zu kennen, bei Todesstrafe verbothen, eine andere als die ihnen vorgeschriebene Kleidung zu tragen; welche ganz der ihrer Tyrannen entspricht, nur unterscheiden sie sich in der Farbe. Nur die schwarze oder dunkelblaue Farbe ist ihnen zu tragen erlaubt, in welche Farbe gewöhnlich die türkischen Weiber gekleidet sind; ja selbst ihre Häuser, Thüren, Fensterstöcke u. s. w. müssen schwarz angestrichen seyn, und Uebertrettungen in diesem Falle werden sehr genau und streng genommen; nicht selten werden sie mit dem Tode bestraft. In der

neuesten Zeit war den Griechen, die auf auswärtigen Universitäten studierten, oder die des Handels wegen Reisen nach europäischen Staaten machten, erlaubt, Fracke und Hüte gleich den Franken zu tragen, nur mußten die Beinkleider die vorgeschriebenen seyn. In einem Rechtshandel gegen einen Türken bekommt der Grieche gewöhnlich Unrecht. Weil sie immer sehr vorsichtig, und auf Plackereyen gefaßt seyn müssen, haben sie auch in ihrem Charakter etwas Hinterlistiges, ja selbst Boshaftes; sie sind daher gegen Fremde im höchsten Grade mißtrauisch, ungastlich, sogar unfreundlich. An Civilisation sind sie wo nicht eben so weit zurück, doch nicht viel besser als die Türken; wie könnten sich auch unter einem solchen Joche die geistigen Kräfte entwickeln, und in ihrer Kraft in das Leben hervortreten? Ihr natürlicher guter Verstand, ihre lebhafte Phantasie, ein gewisses begeisterndes Feuer, das sich in allen beinahe ohne Ausnahme zeigt, lassen viel von ihnen erwarten, sollten sie einst frei von dem ihnen verhaßten Joche seyn. Erzählungen von ihnen vorgetragen schmücken sie mit vielen Bildern und Blumen aus, und dahingerissen von einem sie beseelen-

den poetischen Genius, werden sie der Wahrheit sehr oft untreu, und übertreiben ungemein. Ihre dahinreißende Beredsamkeit gebrauchen sie häufig aber auch, Fremde, mit denen sie Geschäfte machen, zu betrügen. Noch immer ist von der griechischen Treue nicht viel zu halten, ihre Habsucht, und ihr Geitz verleiten sie oft zum Betrug, den sie aber auch meisterhaft zu spielen verstehen. Oeffentlich suchen sie ihren Wohlstand so viel wie möglich zu verbergen, allein in ihren Häusern lieben sie Pracht und Glanz, und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, zeigen sie den Franken sich gerne zu Hause in ihrer Wohlhabenheit. Ihr häusliches Leben gleicht so ziemlich dem der Türken, nur sind sie unter sich geselliger, und die Gegenwart der Frauen in ihren Gesellschaften macht diese sehr anziehend und angenehm. Deutlich verräth sich in solchen Privatzirkeln ihre Eitelkeit durch eine gewisse Etikette, und durch die häufigen Titel, mit denen sie sich gegenseitig beehren. Bey einem großen Leichtsinn sind sie sehr abergläubig und unduldsam, besonders gegen Katholiken überhaupt aber gegen Christen die den Papst als ihr geistliches Oberhaupt erkennen; doch dieses ist hauptsächlich ihren selbst unwissenden

Priestern zuzuschreiben. Bei einer bessern Aufklärung, bei einer genauern Bekanntschaft mit den Katholiken würde sich dieser Haß und diese Verfolgungssucht gewiß verlieren.

Am türkischen Hofe hängen die Griechen größtentheils von dem Capitán Pascha ab, der immer auch zugleich Pascha des Archipels ist, und der seine Unterbefehlshaber und seine Stellvertreter dahin sendet, die in seinem Namen dort das Regiment führen. Unter dem Capitán Pascha Gazi Hassan, der den Griechen gewogen war, befanden sie sich weit besser, als unter seinen Nachfolgern. Auf den Inseln sind sie, ausgenommen von den Schiffen, so ziemlich ungeneckt, da die Türken daselbst nicht sehr zahlreich sind; allein wenn sich ein türkisches Schiff einer Insel naht, dann flüchtet sich Alles, um den Mißhandlungen zu entgehen. Sie werden alsdann von den gelandeten türkischen Matrosen nicht nur allein beschimpft und geschlagen, sondern sogar verwundet und ermordet. Die Matrosen plündern und überlassen sich ihren wilden rohen Ausbrüchen. Frauen und Jungfrauen, ja selbst Knaben, die sich nicht schnell genug

flüchten können und daher in ihre Hände fallen, werden geschändet. Am allermeisten haben die Griechen zu leiden, wenn die türkische Flotte in den Archipel kommt, um den Tribut abzuholen; dann sind die Greuel unbeschreiblich, die die Türken verüben. In Dörfern und kleinen Städten werden bisweilen Frauen, Mädchen oder Knaben, die in die Hände der Türken fallen, öffentlich auf den Straßen entehrt, und die Officiere können und wollen ein solches Betragen nicht immer verhindern. Selbst diese lassen sich viele Ausschweifungen zu Schulden kommen, erlauben sich die ungerechtesten Erpressungen und verlangen unter verschiedenen Vorwänden Contributionen für sich. Dadurch veröden die sonst so fruchtbaren Inseln, und Cypern, sonst so ergiebig und reich an Producten, und so wohl bevölkert, ist beynahe unangebaut.

In einer Vorstadt von Constantinopel, der Fenar, auch Faral genannt, wohnt eine Classe von Griechen, welche durchaus von adelicher Abkunft sind. Aus ihnen werden von der Pforte die Dragomans und die Hospodaren in den christlichen Provinzen, nemlich in der

Moldau und Wallachey erwählt. Sie haben durchaus eine sehr gute Erziehung, sind aber zum Theil durch ihren Umgang mit den Personen des Serails sehr verdorben. Um einträgliche Posten zu erhalten, ist ein großer Theil von ihnen voll Ränke, und diese ahmen mit vieler Begierde den Verbrechen der Türken nach. In ihren Pallästen herrscht verschwenderische Pracht; doch hüten sie sich, ihre Reichthümer durch äußeren Glanz den Türken zu verrathen und deren Habsucht zu reizen. Als Dragomans müssen sie sich sehr vorsichtig betragen und sich genau den Launen ihrer Tyrannen fügen; denn bey dem geringsten Versehen ist ihr Leben in Gefahr; für eine Miene, die den Unterdrückern nicht gefällt, werden sie ermordet. Wie können sie anders als hinterlistig seyn?

Es ist ein großer Unterschied zwischen den Griechen zu Constantinopel und denen aus dem eigentlichen Griechenland und den Inseln. Schon in der Gesichtsbildung und dem Körperbaue zeigt sich eine große Verschiedenheit. Die in Constantinopel wohnenden Griechen zeichnet keineswegs eine so edle und schöne

Gesichtsbildung, kein so wohl proportionirter Wuchs, wie die Bewohner der Inseln und der griechischen Provinzen, aus; noch auffallender ist der Unterschied in den Sitten beyder. Die Griechen zu Constantinopel sind furchtsamer, verschlagener und treuloser, als die Bewohner der Provinzen, und auch unter diesen herrscht ein großer Unterschied. Die Macedonier sind tapfer, wild, verschlossen, die Landstraßen sind unsicher durch sie, da sie unter Häuptlingen, die sie Capitäns nennen, häufig Räubereyen treiben. Die Bewohner von Attika zeichnen sich durch die Leichtigkeit ihres Betragens, durch ihren Witz und ihren Scharfsinn aus. Ihre Gesichtsbildung, so wie überhaupt ihre äußeren Formen sind weit schöner, angenehmer und einnehmender, als die ihrer Nachbarn. Die Inselbewohner sind lebhaft, voll munterer Laune vergessen sie bald Unglücksfälle, die sie getroffen haben; sie lieben Gesang und Tanz leidenschaftlich, sind gastfrey und gefällig; wie sie das Seewesen verstehen, zeigen die neuesten Ereignisse. Als Matrosen sind sie fleisig, unverdrossen und geschickt, doch treiben sie häufig von den kleineren Inseln aus Seeräuberey

und sind hiedurch besonders den türkischen Schiffen sehr gefährlich. Auf den Inseln und namentlich auf Tine sind die schönsten Frauenzimmer. Ihr leichtes Betragen, ihre Tanzkunst, ihre reinen Stimmen und ihr schöner Gesang sind ungemein anziehend. Ganz verschieden von den Inselbewohnern sind die Sitten der Moreoten; diese sind wild, räuberisch, feindselig und mißtrauisch gegen Fremde. Sie sind erbitterte Feinde der Türken und ergreifen jede Gelegenheit sich von ihnen frey zu machen; ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer, erinnert an die Spartaner, noch heutzutage sind ihre Reden sehr kurz und bündig. Die Frauen auf Morea zeichnet ein schöner Wuchs und schöne Gesichtszüge aus, ihre Treue als Gattinnen und ihre Anhänglichkeit an den Geliebten werden vorzüglich gerühmt. Ladet das leichte Dahinhüpfen, der feurige durchaus Liebe athmende Gesang einer Insulanerin ein, reizt ihr schwebender Tanz und ihr munteres Schäckern die schon erschöpften Sinne neuerdings und facht ein neues Feuer, das bis zum wiederholten Genuß gesteigert wird, in der Brust an: so erfüllt der Ernst, das züchtige Wesen und eine über das Ganze der Mo-

reotin ausgegossene Schamhaftigkeit, ihre Sanftmuth und ihr schwärmerisch frommer Blick mit Hochachtung und Ehrfurcht, die selbst schon den unverschämtesten Türken in die Schranken der Sittlichkeit zurück führten und ihn von sich entfernten.

Die Bewohner von Epyrus und Albanien sind die wildesten, von Jugend auf an die Waffen gewöhnt, sind sie sehr kriegerisch, bekämpfen sich entweder unter sich selbst, oder plündern auf den Landstraßen. Obwohl ein großer Theil derselben Mahometaner sind, so sind sie doch die erbittertsten Feinde der Türken; kein Türke, der in ihre Hände fällt, kommt mit dem Leben davon, einen jeden, dessen sie habhaft werden, ermorden sie ohne alle Schonung; kein Türke darf es wagen in diesen Provinzen allein zu reisen. Ihre Unterwürfigkeit gegen die Pforte ist geringe, und sie sind beynahe unter ihren Capitani's als frey zu betrachten; bey der geringsten Veranlassung ergreifen sie die Waffen und bekämpfen die Pforte selbst, die sie dann immer durch Geschenke und Versprechungen zu beruhigen sucht.

Die Griechen streben von jeher nach Freyheit und ergreifen mit Begierde jede Gelegenheit das ihnen verhaßte Joch abzuschütteln. Eine verächtliche Behandlung, beständig den Plünderungen der Türken ausgesetzt zu seyn, und eine stete Lebensgefahr sind allerdings mächtige Triebfedern zur Empörung.

Der Druck, unter dem sie seufzen, ist über alle Begriffe; selbst was den Menschen das Heiligste ist, was ihm erst wahren Werth verleiht, die Religion, wird ihnen von ihren Tyrannen zum Vorwurf gemacht und ist dasjenige, womit sie von ihren Unterdrückern verspottet werden. Neue Kirchen zu bauen ist ihnen durchaus nicht gestattet, und selbst die baufällig gewordenen, die sie schon besitzen, dürfen sie nicht ausbessern, wenn sie nicht die Erlaubniß hiezu eigends erhalten haben. Hiedurch sind sie denn auch wiederum den schändlichsten Erpressungen ausgesetzt; nicht unbedeutende Summen kostet sie die Erlaubniß ihre Kirchen auszubessern, und was ist dieß für eine Erlaubniß! Neue Steine, die nicht schon in dem Gebäude verwendet waren, dürfen sie nicht gebrauchen, und selbst die Steine, die

aus den Mauern der Kirche wirklich sind, sollen sie in derselben Ordnung, wie sie früher waren, wieder in die Mauer bringen. Welch ein weites Feld zu Plagen, zu Mißhandlungen und zu Prellereyen öffnet sich hiedurch für die Türken! Nicht selten muß der beinahe schon ganz fertige Bau wieder eingerissen werden, was oft sehr gefährlich ist, die Griechen aber eine bedeutende Geldsumme als Strafe bezahlen, und der Baumeister wird mit Schlägen gezüchtigt, ja zuweilen selbst verstümmelt. Um Ruhe zu bekommen, müssen nicht geringe Summen darauf verwendet werden; die Personen, die bey der Ausbesserung nachsehen, ob die ertheilte Erlaubniß nicht überschritten wird, zu gewinnen. Die Griechen müssen eine solche Behandlung noch für eine Gnade ansehen, und ihre Bezwinger sind noch unverschämt genug, ihnen dieses als eine Begünstigung vorzurücken und sich gegen Fremde, gleich als ob dieß eine Barmherzigkeit und Menschlichkeit wäre, damit zu brüsten.

Schon öfter wurde im Divan ganz ernstlich berathen, ob man die Griechen nicht alle ermorden sollte. Als Mustafa III. zur Regie-

rung kam, gieng er wirklich damit um, alle Griechen ermorden zu lassen, nur mit vieler Mühe wurde er von diesem Vorhaben wieder abgebracht; während seiner Regierung betrug er sich jedoch gut gegen dieselben. Als Morea 1709 wieder in die Hände der Türken kam, war die Ausrottung der Moreoten im Divan beinahe schon beschlossen. Gazi Hassan verwendete sich für sie, und nur dadurch, daß dieser Capitain Pascha dem Divan vorstellte, daß die Kopfsteuer dadurch aufhören würde, indem die Mahometaner diese Abgabe nicht entrichten dürfen, war er im Stande, ihnen das Leben zu retten.

Selbst die Kopfsteuer oder der Chartsch ist eine schändliche Abgabe; denn nicht ein Schutzgeld, oder eine förmliche Besteuerung ist diese Abgabe, sondern die jährliche Lösung aller Unterthanen der Pforte, die männlichen Geschlechts und über fünfzehn Jahre alt sind, wodurch sie sich die Erlaubniß kaufen, ihren Kopf noch ein Jahr zu behalten, das heißt, ein Jahr lang zu leben. Bei Verehelichungen sind sie ebenfalls nicht geringen Prellereien, besonders da ausgesetzt, wo die Türken

die Oberhand haben. Wird ein Grieche entdeckt, daß er noch im ledigen Stande mit einem Mädchen einen heimlichen Umgang habe, so wird er von den Türken derb gezüchtigt; hat er sich aber nur mit der gemeinsten mahometanischen Lustdirne, die ihren Körper feil bietet, im Geringsten eingelassen, so wird er hiefür mit dem Tode bestraft. Kömmt er vor Gericht mit einem Türken in Widerspruch, so ist sein Zeugniß immer ungültig und er wird nicht als Zeuge angenommen.

Solche Mißhandlungen, solche Bedrükkungen, wie können sie etwas anderes als den bittersten Haß erzeugen? Wie soll nicht das Streben nach Freyheit in der Brust der Griechen erwachen; um so mehr, da sie durch ihre Gewandtheit und ihre Geschicklichkeit im Handel im Stande sind, sich Kriegsbedürfnisse zu verschaffen und ihren Kampf durch Geld zu unterstützen und fortzusetzen.

Was ein fester Entschluß vermag, zeugen die Sulioten, Bewohner eines Gebürges in Epyrus. Alle Versuche, diesen entschlossenen, tapfern Stamm zu unterjochen, scheiterten an ihrer kräftigen Gegenwehr; sie haben ihren Berg in eine Festung umgeschaffen, den ihre,

sie von allen Seiten umgebenden Feinde, trotz den größten Anstrengungen, nicht bezwingen konnten. Nie noch haben sie den Frieden erbettelt, wohl aber boten ihnen ihre Feinde, vom Kampfe ermüdet, schon mehrmal selbst Friede an. Der Erhaltung ihrer Freyheit opferten sie alles auf, sie hatten kein anderes Gefühl, als das, frey und Feinde der Osmanen zu bleiben; diesem Gefühle sah man Väter ihr Vatergefühl und selbst unmündige Kinder die Liebe zum Leben mit wahrem Heldenmuthe und der größten Entschlossenheit aufopfern.

In dem Kampfe, den die Griechen zu Ende des verflossenen Jahrhunderts gegen die Türken bestanden, traten Männer auf, die es werth waren, Abkömmlinge der Bezwinger Asiens zu seyn. Wie glänzend sind die Großthaten des Seehelden Lembro. Gefürchtet war sein Name von den Türken, geehrt war er von den Verbündeten; und als diese mit der Pforte Friede schlossen, zeigte er sich in seiner wahren Größe. Er wollte nicht persönlichen Vortheil für sein Blut erkaufen; sein unglückliches Vaterland zu retten und von seinen Ketten zu befreyen, war das erhabene Ziel seines

Strebens, sein heiligster Entschluß. Er verschmähte es, angebotene Ehrenstellen in auswärtigen Diensten anzunehmen, und da er sich verlassen von den Verbündeten, entblößt von allen Hülfsmitteln sah, beschloß er seiner würdig zu fallen. Er setzte den Krieg allein fort, der freylich am Ende mehr in eine Kaperey ausartete, und endete unbezwungen auf einer der kleinern Inseln des Archipels sein ruhmvolles Leben.

Welcher Menschenfreund wird nicht den Griechen ihre Freyheit wünschen? Doch diese dürfen sie dann sehr benützen; denn noch stehen sie weit zurück, und es wird sie viele Anstrengung und rastlosen Fleiß kosten, bis sie sich den übrigen Europäern gleich stellen können. Sind sie frey, so werden sie auch Fortschritte machen; denn alle Anlagen zur Civilisation schlummern in ihnen und dürfen nur ungestört erwachen können.

Wohlan denn, ihr Griechen! Schön habt ihr begonnen und bald seyd ihr des Ehrennamens der Helenen werth! Schreitet muthig vorwärts auf der betretenen Bahn, euch begleiten die Segenswünsche die Völker! Erzittert nicht vor den Barbaren, der Kampf

der Sclaven ist kein wahrer Kampf! nicht heilige Begeisterung treibt sie zum ernsten Spiele um das Leben, nur aus feiger Furcht vor dem Zorne des mächtigen Tyranen, nur vor Strafen erzitternd ziehen sie zagend gegen ihren Feind. Durch Eintracht könnt ihr diese Horden zerstreuen! Bewähret ihr es neuerdings, daß Eintracht das Große erbaut, und Zwiespalt das Größte zertrümmert! Nicht persönlicher Vortheil soll bei euch gelten, alle Kräfte weihet dem Vaterlande! Ziehet es vor rühmlich zu fallen, als schmachvoll zu leben, der Preiß eures heiligen Kampfes ist die Freiheit eurer Tempel, eurer Häuser, eurer Personen.

Die Armenier.

Gleich den Griechen schmachten die Armenier unter dem türkischen Joche, doch mit mehr Ergebung beseufzen und tragen sie ihr hartes Schicksal. Gleich den Griechen ist auch ihnen die Kleidung von ihren Tyrannen vorgeschrieben; auch sie müßen schwarze oder dunkelblaue Kleider, ähnlich den Kleidungen der Türken, tragen; auch die Armenier haben den Charatsch zu entrichten, und sind gleich

den Griechen allen Prellereien und Erpressungen der türkischen Agenten, die die Staatseinnahmen beitreiben, preisgegeben; auch sie dürfen keine neue Kirche bauen, und ohne Erlaubniß keine baufällig gewordene ausbessern, wobei sie ebenfalls gleich den Griechen gequält, und von ihnen bedeutende Summen erpreßt werden. Ihnen ist so wie den Griechen im ledigen Stande der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte verbothen, und im Entdeckungsfalle werden auch sie von den Türken empfindlich gestraft; gleich den Griechen trifft sie die Todesstrafe wenn sie sich mit einer Mahometanerin einlassen. Diese Bedrückungen tragen sie mit Ergebung, seufzen und dulten. Sie sind sehr gutmüthig, gastfreundlich, freundschaftlich, gesellig und zeichnen sich durch einnehmende Gefälligkeit sehr vortheilhaft aus; ihnen klebt ein starker Hang zu frommen Schwärmereien an; auch sind sie abergläubig.

Zu mechanischen Künsten haben sie sehr viele Anlage, und treiben mehrere derselben mit vieler Geschicklichkeit; besonders sind sie vortreffliche Gold- und Silberarbeiter, und die ausgezeichnetsten Juweliere. Sie verstehen die Juwelen besonders schön und zierlich zu

fassen, und selbst die Diamanten durch Unterlage kleiner auf Metall gemachter Blumen zu verzieren. Uhrgehäuse, Ringe, Becher, Medaillen und Mehreres schmücken sie durch das Aufkleimen vorher in Gold oder Silber gefaßter Juwelen, welche so fest halten, als ob sie in die Gegenstände, auf welche sie geleimt sind, gefaßt wären. Dieser Leim, den sie zu bereiten verstehen, ist so vortrefflich, daß sie auch Stahl und Glas damit zusammen leimen können.

Unbegreifflich ist es mir, wie ein geachteter Schriftsteller sie als Betrüger schildern konnte, besonders, da er selbst lange Zeit in der Türkey sich aufhalten mußte. Wurde er von einem Armenier betrogen, was kann denn die übrige armenische Bevölkerung dafür? Oder sollte es Religions-Haß gewesen seyn, weil sich die Armenier den Katholiken mehr annähern, und sich freundschaftlicher gegen sie betragen, als die den Katholiken sehr verwandten Griechen? Von einem so aufgeklärten Manne ist dieses kaum zu glauben, und doch was war es sonst? Ich fand sie weit biederer, offener, und nicht im Geringsten so betrügerisch als die Griechen; die Armenier hat wegen ih-

rer Raubsucht kein Reisender zu fürchten, doch dieß ist bei den Griechen nicht immer der Fall. Von den Armeniern wird jeder Reisende zuvorkommend und gastfreundlich aufgenommen, er mag sich zu einer Sekte bekennen zu welcher er will; die Griechen empfangen den Katholiken mit Schimpfworten, und stoßen ihn aus dem Hause.

Die Frauen der Armenier, deren Schönheit freilich den Griechinnen nicht gleichkommt, sind im Ganzen doch gut gewachsen, und haben sehr einnehmende, sanfte und angenehme Gesichtszüge. Durch ihre Reinlichkeit erhalten sie selbst in dem heißen Klima Asiens ihre Haut immer weiß. Ihre Sanftmuth, ihre Frömmigkeit und eheliche Treue sind ihr Stolz, und machen sie überall achtungswürdig.

Die Armenier, nicht unerfahren im Handel und im Wechsel, treiben beträchtliche Geschäfte, besonders Wechselgeschäfte in Asien, und ihrer Gewissenhaftigkeit wegen, ist auch leicht mit ihnen in Verbindung zu treten.

Die Juden.

So wie über die ganze Erde, sind auch die Juden in der Türkey ausgebreitet, und

wie überall, beschäftigen sie sich auch hier mit dem Schacher und Wechselschacher, doch viele aus ihnen sind Aerzte. Besonders in Constantinopel, wo sie größtentheils in einer Vorstadt wohnen, sind sie ein verworfenes Gesindel. Gleich geschickt zu Lug und Trug sind sie immer bereit zu Spähern und Verräthern, zu schändlichen Delatoren; sie sind die erkauften Werkzeuge zu den Ränken der Personen des Serails und der höhern Staatsbedienten; doch in dem Augenblicke, als sie in dem Solde des einen stehen, sind sie bereit, ihn an einen andern, der sie besser bezahlt, selbst zu verrathen. Sie treiben den Sclavenhandel und sind die bekannten Kuppler. Sonst als der Handel mit weißen Sclaven noch erlaubt war, waren sie deswegen sehr gefährlich; denn oft begiengen mehrere von ihnen Menschenraub. Vor den Türken kriechen sie, fröhnen ihren Lüsten, machen Spaßmacher bei ihnen, lassen sich von ihnen auf den Schein zum besten halten und prellen sie dafür; zu gleicher Zeit schmeicheln sie aber auch den Christen. Von den Türken sind sie verachtet und werden auch deshalb von ihnen zu Henkern gebraucht; von den Christen werden sie verabscheut.

Ihre Kleidung besteht in einer langen Kutte, gleich ihren Stamm- und Glaubensbrüdern in Pohlen, auf dem Kopfe tragen sie eine dunkelblaue oder schwarze Mütze, öfters aber einen Turban; ihre Bärte tragen sie ungeschoren. Ihre häusliche Lebensart ist ihrem Gesetze gemäß, übrigens sind sie schmutzig. Auch sie müssen den Charatsch entrichten.

Der Handel in Constantinopel und die Franken.

In Constantinopel wird sehr starker Handel getrieben, ja man könnte Constantinopel daher füglich einen der großen Märkte der Erde nennen. Dahin werden die Produkte dreyer Welttheile zusammengebracht, und von hier aus werden sie wieder nach allen Theilen verschickt. Getreide wird aus der Moldau, aus den russischen Häfen im schwarzen Meere und aus Egypten nach Constantinopel gebracht; diese Masregel dürfte aber verderblich für Constantinopel werden; denn wird die Zufuhr abgeschnitten, so muß daselbst Hungersnoth und Aufruhr entstehen. Asien liefert edle Steine und kostbare Stoffe, Afrika Gold, Rauchwerk und köstliche Gewächse, Europa Glas, Stahlarbeiten, Instrumente, Tücher und

Pelzwerke auf diesen großen Markt. Doch wird der meiste Handel, und der Handel nach dem Auslande, fast durchgängig durch Europäer, die mit dem Namen Franken ohne Unterschied bezeichnet werden, oder durch Russen getrieben.

Die Franken gehen gewöhnlich in der Kleidung, die sie in ihrem Vaterlande tragen, oder auch ganz in türkischer Kleidung, nur müssen dann die Schwals an ihren Turbanen scheckicht oder geblümt seyn, da die der Türken immer einfarbig sind. Sie treiben Künste, Handwerke und Gewerbe, ohne hiefür eine, oder doch wenigstens eine sehr geringe Abgabe entrichten zu dürfen. Sie stehen in großem Ansehen, unter dem Schutze, und ausschließend unter der Gerichtsbarkeit ihrer Nation. Wird wegen der Beleidigung eines Franken von der betreffenden Gesandtschaft bei den Landes-Behörden eine Klage angebracht, so darf der Beleidigte sicher auf Genugthuung rechnen; oder wird ein Franke von einem Juden, Griechen oder Armenier, überhaupt von einem Unterthan der Pforte, auch Türken nicht ausgenommen, betrogen, so werden solche Vergehungen

an dem Betrüger empfindlich bestraft, dem Betrogenen aber Schadloshaltung gewährt. Selbst Unterthanen der Pforte, wenn sie von Gesandten in Dienste genommen werden, stehen unter dem Schutze und der Gerichtsbarkeit derselben, und werden, gleich den Franken von den Türken als unantastbar angesehen. Als Beispiel mag folgender Vorfall dienen, den ich selbst mit angesehen habe.

Ein junger Grieche in der Vorstadt Pera hatte mit einem Mädchen seines Volkes und Glaubens, Bekanntschaft, und einmal wurden beide Liebende überrascht, als sie eben in einer Stellung waren, in der man jeden Zeugen weit entfernt wünscht. Da er das Verboth der Türken übertretten hatte, sollte er nun auch, ihrem Gebrauche gemäß gezüchtigt werden, und ihm wurde die Bastonade zuerkannt; über fünfzig Streiche sollte er auf die Fußsohlen bekommen. Schon waren alle Anstalten getroffen, und es war daran, daß diese barbarische Strafe an ihm vollzogen werden sollte, als er Gelegenheit fand zu entspringen, und sich in den Pallast des englischen Gesandten zu flüchten. Ein Haufe Türken hatte ihn verfolgt, und umlagerte den Pallast, auf seine

Wiederkunft harrend. Nach mehreren Stunden erschien der Gesandte eröfnete den Anwesenden, daß er diesen jungen Mann in seine Dienste genommen, und ihm eine Sicherheitskarte ertheilt habe, welche der Letztere auch vorzeigte. Murrend entfernte sich der Haufe, und der Grieche gieng unbeleidigt nach Hause, wurde aber nach einigen Tagen von dem Gesandten doch aus Constantinopel hinweg geschaft, weil er denn doch vor heimlichen Nachstellungen nicht sicher, meuchlings hätte ermordet werden können.

Ungeachtet des Schutzes der Gesandten, ist einem Fremden doch sehr viele Vorsicht nöthig; denn in einer so weitschichtigen Stadt und bei einer solchen Unordnung, wer wäre immer im Stande, sich vor Beleidigungen zu sichern, und den Beleidiger zu entdecken? Die Türken, die ihre heftige Gemüthsart nie bezwingen können, sind beständig mit Dolchen bewaffnet, und wissen denselben zu gebrauchen.

Zwischen Galata und Haske streifte ein englischer Matrose, der etwas betrunken war an einen Türken; der Türke hierüber aufgebracht ergrief seinen Dolch. Kaum bemerkte dieß der Matrose, so stieß er den Türken zu

Boden, entwand ihm den Dolch und versetzte ihm einen Stich. Um mehreren hinzueilenden Türken zu entkommen, lief er davon und stieß noch einige, die ihn aufhalten wollten, nieder. Von einem Haufen aufgebrachter Muselmänner verfolgt kam er in den Hafen an und erreichte glücklich sein Schiff, dort war er in Sicherheit.

Noch finde ich mich bewogen hier eines jungen Türken, der eine wahre Ausnahme seines Volkes ist, zu erwähnen. In einem Kaffehause zu Pera, das größtentheils von Teutschen besucht wird, lernte ich Bendeli Achmet kennen und wurde sein Freund. Durch seine Mutter dem Stamme des Propheten verwandt hat er die Ehre einen grünen Turban tragen zu dürfen. Nicht in glänzenden Vermögensumständen geboren, widmete er sich der Handlung, erlernte mehrere Sprachen und mußte noch sehr jung bedeutende Reisen machen. Mehrere Jahre verlebte er in den österreichischen Staaten und kam sogar bis Regensburg des Porzelain- und Glashandels wegen. Die längste Zeit hielt er sich in Wien auf. Durch seinen Aufenthalt in Teutschland trat er in nähere Bekanntschaft mit den Christen und legte

die Vorurtheile seines Volkes ab. Ein biederer gebildeter junger Mann kam er wieder nach Hause zurück; doch das Glück war ihm bey aller Geschicklichkeit nicht günstig, er war nicht viel reicher bey seiner Zurückkunft als bey seiner Abreiße. Dieß bewog ihn bey den auf europätsche Art organisirten Truppen Dienste zu nehmen. Als ich ihn kennen lernte war er Offizier von dem Grade eines Lieutenants, doch zweifle ich nicht, daß er seit diesem weiter vorgerückt seyn sollte. Wegen seiner Geschicklichkeit ist er von seinen Vorgesetzten ausgezeichnet, wegen seinem Biedersinn von den Christen geliebt und geehrt. Durch ihn wurde ich mit manchen, die Türken betreffenden Umstände bekannt, durch seine Empfehlung bekam ich bey mehreren hohen Personen Verdienst, und mußte Zimmer für sie ausmahlen, wofür ich reichlich bezahlt wurde, deren Empfehlungen mir bey meinen weitern Reisen von den größten Nutzen waren, und wodurch ich Gelegenheit bekam, vieles von den Innern ihrer Einrichtungen kennen zu lernen. Wunderte ich mich, als ich einen im grünen Turban geläufig deutsch sprechen hörte, wie sehr mußte meine Verwunderung steigen, als ich

in dem Munde desselben die Namen Schiller, Göthe, Wieland, und noch mehr, als ich die Namen Kant und Fichte hörte. Guter Achmet! Du hast keinen Theil an der Grausamkeit deiner Landsleute, mit der sie alles menschliche Gefühl verläugnen, und mit barbarischer Wuth unschuldige Wehrlose dahin morden, dich klagen nicht die Thränen unglücklicher Wittwen, verzweifelnder Eltern, und dem Elende hingegebener Waisen vor dem Throne des Allerhöchsten an! über dich ruft nicht das Röcheln der Ermordeten, nicht das Wehklagen der Gemarterten die Rache des Himmels herab! Möge dich dein gutes Geschick bewahren, daß du nicht in die Hände erbitterter rachedürstender Feinde fallest, die die Verbrechen deines Volkes an dir, dem Unschuldigen, rächen würden!

Noch wurde ich in Constantinopel mit einem jungen Griechen, Namens Mirios, aus Makedonien, bekannt, welcher mich versicherte in Göttingen studiert zu haben. Durch diesen machte ich die Bekanntschaft mehrerer Griechen aus veschiedenen Provinzen, und wurde auch in mehreren griechischen Familien eingeführt. Die Gefälligkeiten, die mir dieser Biedre er-

erwies, und die von mehreren seiner Freunde mir angediehene gute Aufnahme werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Bei allen Nachrichten von den Schreckensscenen bemächtigte sich bange Sorge um meine Freunde meiner Brust. Lebt ihr noch ihr Lieben, und habe ich einst das Glück euch wieder zu sehen? Möge euch die ewige Vorsicht beschützen, möget ihr sie erleben die schönen Zeiten eurer Befreiung.

Abreise von Constantinopel.

Nach einem Aufenthalte von vier Monaten in Constantinopel entschloß ich mich, meine Reise weiter fortzusetzen, und miethete mich auf einem türkischen Schiffe zur Fahrt nach Acre ein. Für Ueberfahrt und Beköstigung mußte ich dem Kapitain, der ein Türke war, 35 Thaler bezahlen. Auf dem nämlichen Schiffe befanden sich ausser einem Schweitzer und mir noch 250 polnische Juden, die aus Pohlen auswanderten, und sich in Palästina ansiedelten. Schon war ich mehrere Tage am Bord des Schiffes, allein wir konnten nicht auslaufen, weil uns ein heftiger Sturm hieran verhinderte. Noch einige Tage mußten wir im Hafen verweilen, in welchem des be-

deutenden Handels wegen, es immer lebhaft und regsam ist. Dahier sind Schiffe von allen Flaggen zu sehen. Endlich wurde die See ruhig, und am 22. Sept. liefen wir bei gutem Winde aus. Den folgenden Tag kamen wir an die Dardanellen, wo unser Schiff angehalten und visitirt wurde. Da war ich also zwischen zwey Erdtheilen, rechts lag mir Europa, links Asien. Hier haußten sonst frohe Götter, und Aphrodite hatte hier einen ihr geweihten Tempel, in dem Hero der Göttin huldigend, von Liebe entbrannt, in dunklen Nächten durch hellodernde Flammen, einem Bilde ihrer Liebe, dem Theuern den Weg zur ungestörten nächtlichen Freude verrieth; diese Fluthen theilte von Sehnsucht getrieben mit kräftigen Armen Leander, nicht sollten die Wogen verhindern seiner Liebe Glück, die Gewässer selbst ihn tragen in die ihm offenen Arme. Doch die finsteren Götter des Meeres sind dem Sterblichen nimmer hold, und tückisch verderben sie den, der erst ihr Günstling geschienen. Aeols wild tobende Söhne, mißgönnend der Liebe Glück, verlöschen die Fackel; verhöhnend den Schmerz bringen lächelnde Wogen, kalt und erstarrt den Jüng-

ling, der glühend, von Liebe erlodernd die Brust, das Ufer verließ, um in die Arme der Theuern zu eilen. Von Verzweiflung getrieben, weiht auch sie sich den dunklen nächtlichen Mächten, selbst im Tode noch will sie treu von dem Geliebten sich nimmer trennen, zum Grab erwählt sie die wogende Fluth, und gemeinsam hat sie beyde des Meeres grauenvoller Mund schon verschlungen. Hausen hier nicht eure Geister noch in traulicher Nähe? Tauchen nicht eure ernsten Gestalten herauf, wenn hier Lieb' nach Liebe sich sehnet? Doch wohin gerathe ich? Ich bin ja kein Dichter, und was Musäus und Schiller besang, würde meinem schwachen Munde nimmer gelingen.

Da wir der Visitation halber länger zwischen den Dardanellen verweilen mußten, so wollte ich die Zeit benützen, und was ich von ihnen sehen konnte, abzeichnen. Mein Capitän, der dieses bemerkte, verhinderte mich aber hieran und erklärte, daß dieses durchaus verboten sey und daß er mich lieber über Bord werfen wollte, als mich diese Schlößer abzeichnen lassen. Nachdem nun die Visitation beendet war, durften wir wieder weiter segeln, und kamen in den Archipel. Zwischen

den vielen kleinen Inseln, und in den Buchten derselben halten sich beständig Seeräuber auf, welche besonders den türkischen Schiffen gefährlich sind; deswegen luden wir alle unsere Gewehre, die Pistolen und auch die Kanonen wurden geladen, kurz wir setzten uns in den bestmöglichsten Vertheidigungsstand. Zwischen diesen Eylanden verursachte ich einmal zur Nachtsstunde keinen geringen Lärm auf dem Schiffe. Ich war auf dem Verdeck eingeschlafen und träumte von dem Ueberfalle der Räuber, der mich in der Wallachey getroffen hatte; ein Geräusch weckte mich, und schlaftrunken schrie ich: Räuber! Räuber! — Alles gerieth in Bewegung, die Juden erhoben ein entsetzliches Geschrey und verursachten hiedurch keine geringe Unordnung. Alles griff zu den Waffen und war auf einen Ueberfall bereit, als ein Boot heran kam, das der Kapitän hatte aussetzen lassen, um das Fahrwasser zu sondiren und dessen Ruderschläge mich geweckt hatten. Als wir sahen, daß nichts zu fürchten sey, mußten wir alle und selbst die Türken, die Anfangs über den beunruhigenden Lärm aufgebracht waren, über das Angstgeschrey der Juden lachen. Die Reise in

dem Archipel ist sehr angenehm und anziehend. Beständig zwischen lachenden Eylanden unter einem herrlichen milden und heiteren Himmel dahin zu steuern ist wahrlich ein einziger reizender Genuß. Oft bemerkten wir zu unserer Linken die Küsten Asiens, und so sahen wir auch Smyrna und das Gewimmel auf der dortigen Rhede.

Nachdem wir unsere Fahrt mehrere Tage fortgesetzt hatten, kamen wir bey der Insel Cypern an. Bis hieher kamen wir, ohne daß unsere Reise durch irgend einen Zufall aufgehalten worden wäre; in diesen Gewässern aber mußten wir zwölf Tage verweilen. Täglich sahen wir einen Berg auf der Insel vor uns, den wir umschiffen mußten, und wenn wir uns am Abend mit der tröstlichen Hoffnung zur Ruhe begaben, morgen gewiß den Berg in unserm Rücken zu haben, so waren wir immer wieder weiter rückwärts gekommen und mußten vom Neuen auf ihn lossegeln. Endlich erklärte der Kapitän, der Vorrath des Wassers sey zu Ende, weßwegen wir landen müßten, zugleich eröffnete er uns aber auch, daß wir uns um Le-

bensmittel umsehen müßten, indem sein Vorrath bey der weitern Reise kaum für sein Schiffsvolk hinreichend wäre, weil er nicht habe voraussehen können, daß wir hier so lange verweilen müßten. Unsere Einwendungen, daß wir ihn für die Beköstigung bezahlt hätten, und daß die Herbeyschaffung der Lebensmittel seine Sache wäre, waren fruchtlos, und als für die Matrosen ein Trinkgeld von einem Thaler von jedem Reisenden, sowohl von den Juden, als auch von dem Schweizer und mir verlangt wurde, lernte ich erst den Kapitän kennen.

Wir landeten bey einem Dorfe in einer kleinen Bucht auf Cypern. Die Einwohner empfingen uns sehr freundlich und verkauften uns Lebensmittel um die billigsten Preise; die Wassertonnen wurden gefüllt, und nachdem wir der Nothdurft nach versehen waren, segelten wir wieder ab. Als wir nun hierauf mit geringer Mühe den Berg umschiffen konnten und neuerdings von den Reisenden eine Sammlung für die Armen (?) veranstaltet wurde, da wurde es mir klar, warum wir bey dem günstigen Winde zwölf Tage lang auf einer Stelle bleiben mußten. Während unserer weitern Reise fiel nichts

Merkwürdiges mehr vor, nur wurden wir von unserm saubern Kapitän noch öfters geprellt.

Nach einer Fahrt von 32 Tagen liefen wir den 24 October glücklich in dem Hafen von Acre ein. Froh von dem Kapitän erlößt zu seyn, ließ ich meine Sachen von dem Schiffe bringen und nahm Abschied von ihm; bey dieser Gelegenheit erklärte ich ihm in den bündigsten Ausdrücken, daß er ein Schurke wäre. Allein unempfindlich wie das Element, auf dem er sich beständig herumtreibt, griff dieser Seemann lächelnd in die Tasche und klirrte dort mit der Hand mit dem Gelde, wendete mir ganz kaltblütig den Rücken und ging fort.

Da betrat mein Fuß nun Asien, das Land, das des Wunderbaren und Heiligen so viel enthält, einst die Wiege des Menschengeschlechtes, wohlhabend, besäet mit prächtigen Städten, der Wohnplatz vieler zahlreicher Völker, jetzt beynahe eine Wüste, von unwissenden abergläubischen Türken und räuberischen Nomaden, den Arabern, bewohnt.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weyand, Johann Carl,

Johann Carl Weyands Reisen durch Europa, Asien und Afrika von dem Jahre 181
8 bis 1821 incl

Bd.: 1. (1822). - IV, 280 S. : 1 Portr.

Amberg 1822

It.sing. 1401 v-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468803-5